Märchen

Von Richard Leander.

Zu Weihnachten

1927

meinem lieben Neffen

Fritz

von seinem Onkel

Alfred

Da ſah die alte Frau ſie verwundert an und ſprach: „Will's ſchon tun, will's ſchon tun, mein blankes Töchterchen, wenn's dein Ernſt iſt. Hab ſchon viel geſehen auf der Welt, auch viel Leute gefunden, die gern reich werden wollten, daß aber jemand gern arm werden will, das iſt mir noch nicht vorgekommen. Wird dir ſchlecht ſchmecken mit deinen ſeidenen Händchen und deinem ſüßen Fratzchen!"

Aber die Ritterfrau hatte ſchon begonnen, ſich auszuziehen, und ſah dabei ſo ernſt und ſo traurig aus, daß die Alte wohl merkte, daß ſie keinen Scherz treibe. Sie reichte ihr alſo Rock und Mantel hin, half ihr ſie anlegen und fragte dann:

„Was willſt du nun tun, mein blankes Töchterchen?"

„Betteln, Mutter!" antwortete die Ritterfrau.

„Betteln? Nun, gräme dich nicht darum, das iſt keine Schande. An der Himmelstür wird's auch mancher tun müſſen, der's hier unten nicht gelernt hat. — Aber das Bettellied will ich dich erſt noch lehren:

„Betteln und lungern,
Durſten und hungern
Immerdar, alle Zeit
Müſſen wir Bettelleut!

Habt ihr was, ſchenkt mir was,
Ach nur ein Häppchen!
Brot in den Bettelſack,
Suppe ins Näpfchen! —

Lederne Ranzen,
Röcke mit Franſen
Tragen wir Bettelleut!

— Was man erbettelt hat,
Wird verjuchheit!“

„Nicht wahr, ein hübſches Lied?“ ſagte die Alte. Damit warf ſie ſich die ſeidenen Kleider um, ſprang in den Buſch und war bald verſchwunden.

Die Ritterfrau aber wanderte durch den Wald, und nach einiger Zeit begegnete ihr ein Bauer, der war ausgegangen eine Magd zu ſuchen, denn es war um die Ernte und Leutenot. Da blieb die Ritterfrau ſtehen, hielt die Hand hin und ſagte: „Habt Ihr was, ſchenkt mir was, ach nur ein Häppchen!“ Aber die andern Verſe ſagte ſie nicht, weil ſie ihr nicht gefielen. Der Bauer ſah ſich die Frau an, und da er fand, daß ſie trotz ihrer Lumpen ſchmuck und geſund war, fragte er ſie, ob ſie nicht bei ihm Magd werden wolle.

„Ich ſchenke dir zu Oſtern einen Kuchen, zu Martini eine Gans und zu Weihnachten einen Taler und ein neues Kleid. Biſt du damit zufrieden?“

„Nein,“ erwiderte die Ritterfrau, „ich muß betteln gehen, der liebe Gott will es ſo haben.“

Darüber wurde der Bauer zornig, ſchimpfte und ſchmähte und ſagte höhniſch:

„Der liebe Gott will's ſo haben? he? Du haſt wohl mit ihm zu Mittag gegeſſen? Was? Linſen mit Bratwürſten, nicht wahr? Oder biſt du vielleicht ſeine Muhme, daß du ſo genau weißt, was er will? Eine faule Haut biſt du. Gut für den Knüttel, zu ſchlecht für den Büttel!“ Darauf ging er ſeiner Wege, ließ ſie ſtehen und gab ihr nichts. Da merkte die Ritterfrau wohl, daß das Betteln ſchwer ſei.

Sie ging jedoch weiter, und nach abermals einiger Zeit kam ſie an eine Stelle, wo die Straße ſich teilte und zwei Steine ſtanden. Auf dem einen ſaß ein Bettler mit einer Krücke. Da ſie nun müde geworden war, gedachte ſie ſich eine kurze Zeit auf den leeren Stein zu ſetzen, um auszuruhen. Kaum hatte ſie jedoch dies getan, als der Bettler mit der Krücke nach ihr ſchlug und ihr zurief:

„Mach, daß du fortkommſt, du liederliche Lieſe! Willſt du mir mit deinen Lumpen und deinem zuckerſüßen Geſicht die Kundſchaft abzwicken? Die Ecke hier habe ich gepachtet. Mach flink, ſonſt ſollſt du ſehen, was mein Krückholz für ein ſchöner Fiedelbogen iſt, und dein Rücken für eine närriſche Geige!“

Da ſeufzte die Ritterfrau, ſtand auf und ging ſo weit als ſie die Füße tragen wollten. Endlich kam ſie in eine große, fremde Stadt. Hier blieb ſie, ſetzte ſich an den Kirchweg, und bettelte; und nachts ſchlief ſie auf den Kirchenſtufen. So lebte ſie tagaus tagein, und es ſchenkte ihr der eine einen Pfennig und der andre einen Heller; manche aber auch gaben ihr nichts oder ſchimpften gar, wie es der Bauer getan hatte. Es ging aber ſehr langſam mit den hundert Goldgulden. Denn als ſie dreiviertel Jahr gebettelt hatte, hatte ſie erſt einen Gulden erſpart. Und genau wie der erſte Gulden voll war, gebar ſie einen wunderſchönen Knaben, den nannte ſie „Docherlöſt“, weil ſie hoffte, daß ſie ihren Mann doch noch erlöſen würde. Sie riß ſich von ihrem Mantel unten einen Streifen ab, eine gute Elle breit, ſo daß der Mantel nur noch bis an die Knie reichte, wickelte das Kind hinein, nahm es auf den Schoß und bettelte weiter. Und wenn das Kind nicht ſchlafen wollte, wiegte ſie es und ſang:

„Schlaf ein auf meinem Schoße,
Du armes Bettelkind,
Dein Vater wohnt im Schloſſe —
Und draußen weht der Wind.

Er geht in Samt und Seide,
Trinkt Wein, ißt weißes Brot,
Und ſäh er ſo uns beide,
So härmt er ſich zu Tod.

Er braucht ſich nicht zu härmen,
Du liegſt ja weich und warm;
Er iſt ja noch viel ärmer,
Daß Gott ſich ſein erbarm!“

Da blieben oft die Leute ſtehen und beſahen ſich die arme junge Bettelfrau mit dem wunderſchönen Kinde und ſchenkten ihr mehr wie früher. Sie aber war getroſt und weinte nicht mehr, denn ſie wußte, daß ſie ihren Mann gewiß erlöſen würde, wenn ſie nur ausharrte. —

Als aber die Frau nicht wieder zurückkehrte, ward der Ritter auf ſeinem Schloſſe tief betrübt, denn er ſagte ſich: Sie hat alles gemerkt und dich deshalb verlaſſen. Er ging zuerſt in den Wald zu dem Eremiten, um zu hören, ob ſie in der Kapelle geweſen ſei und dort gebetet habe. Aber der Eremit war ſehr kurz angebunden und ſtreng gegen ihn und ſagte:

„Haſt du nicht in Saus und Braus gelebt? Biſt du nicht ſtolz und hart gegen die Armen geweſen? Hat dich nicht der liebe Gott zur Strafe verroſten laſſen? Deine Frau hat ganz recht getan, wenn ſie dich verließ. Man muß nicht einen guten und einen faulen Apfel in einen Kaſten legen, ſonſt wird der gute auch faul!“

Da ſetzte ſich der Ritter auf die Erde, nahm den Helm ab und weinte bitterlich. Als der Eremit dies gewahr wurde, ward er freundlicher und ſprach: „Da ich ſehe, daß dein Herz noch nicht mitverroſtet iſt, ſo will ich dir raten: tue Gutes und gehe in alle Kirchen, ſo wirſt du deine Frau wiederfinden.“

Da verließ der Ritter ſein Schloß und ritt in alle Welt. Wo er Arme fand, ſchenkte er ihnen etwas, und wenn er eine Kirche ſah, ging er hinein und betete. Aber ſeine Frau fand er nicht. So war faſt ein Jahr vergangen, da kam er auch in die Stadt, wo ſeine Frau am Kirchweg ſaß und bettelte, und ſein erſter Weg war in die Kirche. Schon von weitem erkannte ihn die Frau, denn er war groß und ſtattlich und trug einen goldenen Helm mit einer Geierklaue auf dem Knauf, der weithin leuchtete. Da erſchrak ſie, denn ſie hatte erſt zwei Goldgulden zuſammen, ſo daß ſie ihn noch nicht erlöſen konnte. Sie zog ſich den Mantel tief über den Kopf, damit er ſie nicht erkennen ſollte, und kauerte ſich ſo eng zuſammen als ſie irgend konnte, damit er nicht ihre ſchneeweißen Füße ſähe; denn der Mantel ging ihr nur bis an die Knie, ſeit ſie den Streifen für das Kind abgeriſſen hatte. Als aber der Ritter an ihr vorbeiſchritt, hörte er ſie leiſe ſchluchzen, und als er ihren zerlumpten und geflickten Mantel ſah und das wunderſchöne Kind auf ihrem Schoß, welches ebenfalls nur in Lumpen gewickelt war, tat es ihm in der Seele weh. Er trat an ſie heran und fragte ſie, was ihr fehle. Doch die Frau antwortete nicht und ſchluchzte nur noch mehr, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gab, es zu verbeißen. Da zog der Ritter ſeine Geldtaſche hervor, in der viel mehr waren, als hundert Goldgulden, legte ſie ihr auf den Schoß und ſagte: „Ich gebe dir alles, was ich noch habe, und ſollte ich mich nach Hauſe betteln.“

Da fiel der Frau, ohne daß ſie es wollte, der Mantel vom Kopf herunter, und der Ritter ſah, daß es ſein eignes, ange-

trautes Eheweib war, der er das Geld geſchenkt hatte. Trotz der Lumpen fiel er ihr um den Hals und küßte ſie, und als er vernahm, daß das Kind ſein Sohn ſei, herzte und küßte er es auch. Doch die Frau nahm ihren Mann, den Ritter, an der

Hand, führte ihn in die Kirche und legte das Geld auf das Kirchbecken. Dann ſagte ſie: „Ich wollte dich erlöſen, aber du haſt dich ſelbſt erlöſt.“

Und ſo war es auch; denn als der Ritter aus der Kirche trat, war der Fluch gehoben und der Roſt, der ſeine ganze linke Seite bedeckte, verſchwunden. Er hob ſeine Frau mit dem Kinde auf ſein Pferd, ging ſelbſt zu Fuß daneben und zog mit ihr zurück in ſein Schloß, wo er lange Jahre glücklich mit ihr lebte und ſo viel Gutes tat, daß ihn alle Leute lobten.

Die Bettlerlumpen aber, die ſeine Frau getragen hatte, hing er in einen koſtbaren Schrein, und jeden Morgen, wenn er aufgeſtanden war, ging er an den Schrein, beſah ſich die Lumpen und ſagte: „Das iſt meine Morgenandacht, die nimmt mir der liebe Gott nicht übel, denn er weiß, wie ich's meine, und ich gehe nachher doch noch in die Kirche.“

Von der Königin, die keine Pfeffernüſſe backen, und vom König, der nicht das Brummeiſen ſpielen konnte.

Der König von Makronien, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit gerade in ſeinen beſten Jahren befand, war eben aufgeſtanden und ſaß unangezogen auf dem Stuhl neben dem Bett. Vor ihm ſtand ſein Hausminiſter und hielt ihm die Strümpfe hin, von denen der eine ein großes Loch an der Ferſe hatte. Aber obwohl er den Strumpf mit großer Sorgfalt ſo gedreht hatte, daß der König das Loch nicht merken ſollte, und obſchon der König ſonſt mehr auf hübſche Stiefeln als auf ganze Strümpfe zu achten pflegte, war das Loch dem königlichen Scharfblicke diesmal doch nicht entgangen. Entſetzt nahm er dem Miniſter den Strumpf aus der Hand, fuhr mit dem Zeigefinger durch das Loch, ſo daß er bis zum Knöchel herausguckte, und ſagte dann ſeufzend:

„Was hilft mir's, daß ich König bin, wenn ich keine Königin habe! Was meinſt du, wenn ich mir eine Frau nähme?“

„Majeſtät,“ antwortete der Miniſter, „das iſt ein großartiger Gedanke; ein Gedanke, der gewiß auch mir ganz untertänigſt aufgeſtiegen wäre, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß ihn Ew. Majeſtät jedenfalls heute ſelbſt noch zu äußern geruhen würden!“

„Schön!“ erwiderte der König, „aber glaubst du, daß ich so leicht eine Frau finden werde, die für mich paßt?“

„Pah!“ sagte der Minister. „Zehn für eine!“

„Vergiß nicht, daß ich große Ansprüche mache. Wenn mir eine Prinzessin gefallen soll, muß sie klug und schön sein! Und dann ist noch ein Punkt, auf den ich ganz besonderes Gewicht lege: du weißt, wie gern ich Pfeffernüsse esse. In meinem ganzen Reiche ist kein einziger Mensch, der sie zu backen versteht, wenigstens richtig zu backen, nicht zu hart und nicht zu weich, sondern gerade knusprig: sie muß durchaus Pfeffernüsse backen können!“

Als der Minister dies hörte, bekam er einen heftigen Schreck. Doch sammelte er sich rasch wieder und entgegnete: „Ein König, wie Ew. Majestät werden ohne Zweifel auch eine Prinzessin finden, die Pfeffernüsse zu backen versteht.“

„Nun, dann wollen wir uns zusammen umsehen!“ versetzte der König; und noch an demselben Tage begann er in Begleitung des Ministers die Rundreise zu denjenigen seiner verschiedenen Nachbarn, von denen er wußte, daß sie Prinzessinnen zu vergeben hatten. Aber es fanden sich nur drei Prinzessinnen, die gleichzeitig so schön und klug waren, daß sie dem Könige gefielen, und von diesen konnte keine Pfeffernüsse backen.

„Pfeffernüsse kann ich freilich nicht backen,“ sagte die erste Prinzessin, als der König sie danach fragte, „aber hübsche, kleine Mandelkuchen. Bist du damit nicht zufrieden?“

„Nein!“ erwiderte der König, „es müssen unbedingt Pfeffernüsse sein!“

Die zweite Prinzeſſin, als er die nämliche Frage an ſie richtete, ſchnalzte mit der Zunge und ſagte ärgerlich: „Laßt mich mit euren Albernheiten zufrieden! Prinzeſſinnen, welche Pfeffernüſſe backen können, gibt es nicht.“

Am ſchlimmſten ging es aber dem König bei der dritten, obwohl ſie die ſchönſte und klügſte war. Denn ſie ließ ihn gar nicht bis zu ſeiner Frage kommen, ſondern ehe er ſie noch hatte tun können, fragte ſie ſelbſt, ob er wohl auch das Brummeiſen zu ſpielen verſtünde? Und als er dies verneinte, gab ſie ihm einen Korb und meinte, es tue ihr herzlich leid. Er gefalle ihr ſonſt ganz gut; aber ſie höre das Brummeiſen für ihr Leben gern, und habe ſich vorgenommen, keinen Mann zu nehmen, der es nicht ſpielen könne.

Da fuhr der König mit dem Miniſter wieder nach Haus, und als er aus dem Wagen ſtieg, ſagte er recht niedergeſchlagen: „Das wäre alſo nichts geweſen!“

Aber ein König muß durchaus eine Königin haben, und nach längerer Zeit ließ er daher den Miniſter noch einmal zu ſich kommen und eröffnete ihm, er habe es aufgegeben, eine Frau zu finden, die Pfeffernüſſe backen könne, und beſchloſſen, die Prinzeſſin zu heiraten, welche ſie damals zuerſt beſucht hätten. „Es iſt die, welche die kleinen Mandelkuchen zu backen verſteht,“ fügte er hinzu. „Gehe hin und frage, ob ſie meine Frau werden will.“

Am nächſten Tage kam der Miniſter zurück und erzählte, daß die Prinzeſſin nicht mehr zu haben ſei. Sie hätte den König aus dem Lande, wo die Kapern wachſen, geheiratet.

„Nun, dann gehe zur zweiten Prinzeſſin!“ Allein der Miniſter kam auch dieſes Mal wieder unverrichteter Dinge zu

Hause: Der alte König habe gesagt, er bedaure unendlich, aber seine Tochter sei leider gestorben, und so könne er sie ihm nicht geben.

Da besann sich der König lange; weil er aber durchaus eine Königin haben wollte, so befahl er dem Minister, er solle doch auch noch einmal zur dritten Prinzessin gehen, vielleicht habe sie sich inzwischen anders besonnen. Und der Minister mußte gehorchen, obgleich er sehr wenig Lust verspürte und obschon ihm auch seine Frau sagte, daß es gewiß recht unnütz wäre. Der König aber wartete ängstlich auf seine Rückkunft. Denn er gedachte der Frage wegen des Brummeisens, und die Erinnerung daran war ihm ärgerlich.

Die dritte Prinzessin jedoch empfing den Minister sehr freundlich und sagte zu ihm, eigentlich hätte sie sich ganz bestimmt vorgenommen, nur einen Mann zu nehmen, der das Brummeisen zu spielen verstünde. Aber Träume seien Schäume, und besonders Jugendträume! Sie sähe ein, daß sich ihr Wunsch nicht erfüllen ließe, und da der König ihr sonst sehr gut gefalle, so wolle sie ihn schon zum Manne nehmen.

Da fuhr der Minister zurück, was die Pferde jagen wollten, und der König umarmte ihn und gab ihm den großen Schranzenorden mit Brettern, den Orden am Hals und die Bretter noch höher zu tragen. Bunte Fahnen wurden in der Stadt ausgehangen, Girlanden von einem Haus zum andern quer über die Straßen gezogen und die Hochzeit so herrlich gefeiert, daß die Leute vierzehn Tage von weiter nichts sprachen.

Der König und die junge Königin aber lebten in Lust und Freude ein ganzes Jahr lang. Der König hatte die

Pfeffernüſſe und die Königin das Brummeiſen gänzlich vergeſſen.

Eines Tages jedoch ſtand der König früh mit dem falſchen Beine zuerſt aus dem Bette auf, und alles ging verkehrt. Es regnete den ganzen Tag; der Reichsapfel fiel hin, und das kleine Kreuz, was oben drauf iſt, brach ab; dann kam der Hofmaler und brachte die neue Karte vom Königreiche, und als der König ſie beſah, war das Land rot angeſtrichen ſtatt blau, wie er befohlen; und endlich, die Königin hatte Kopfſchmerzen.

Da geſchah es, daß das Ehepaar ſich zum erſten Male zankte; warum, wußten ſie am andern Morgen ſelbſt nicht mehr, oder wenn ſie es wußten, wollten ſie es wenigſtens nicht ſagen. Kurz, der König war brummig und die Königin ſchnippiſch und behielt ſtets das letzte Wort.

Nachdem ſie ſich beide lange Zeit hin und her geſtritten, zuckte die Königin endlich verächtlich mit den Achſeln und ſagte:

„Ich dächte, du wäreſt nun endlich ſtill und hörteſt auf, alles zu tadeln, was dir vor die Augen kommt! Du ſelbſt kannſt ja nicht einmal das Brummeiſen ſpielen.“

Aber kaum war ihr dies noch entſchlüpft, als der König ihr ſchon ins Wort fiel und giftig antwortete: „Und du kannſt nicht einmal Pfeffernüſſe backen!“

Da blieb die Königin zum erſten Male die Antwort ſchuldig und wurde ganz ſtill, und beide gingen, ohne weiter ein Wort zu wechſeln, auseinander, jedes in ſeine Stube. Hier ſetzte ſich die Königin in die Sofaecke und weinte und dachte: „Was du doch für eine törichte Frau biſt! Wo haſt du

nur deinen Verstand gehabt? Dümmer hättest du es gar nicht anfangen können!"

Der König aber ging in seinem Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und sagte: „Es ist doch ein wahres Glück, daß meine Frau keine Pfeffernüsse backen kann! Was hätte ich ihr sonst erwidern sollen, als sie mir vorwarf, daß ich das Brummeisen nicht zu spielen verstünde?"

Nachdem er dies wenigstens drei- oder viermal wiederholt hatte, wurde er immer vergnügter. Er fing an seine Lieblingsmelodie zu pfeifen, besah sich dann das große Bild der Königin, welches in seinem Zimmer hing, stieg auf einen Stuhl, um mit dem Taschentuch einen Spinnenfaden abzuwischen, der der Königin gerade über die Nase herabhing, und sagte endlich:

„Sie hat sich gewiß recht geärgert, die gute, kleine Frau! Ich werde einmal sehen, was sie macht!"

Damit ging er zur Tür hinaus auf den langen Gang, auf welchen alle Zimmer mündeten. Weil aber an diesem Tage alles verkehrt ging, so hatte der Kammerdiener vergessen die Lampen anzuzünden, obgleich es schon acht Uhr abends und stockdunkel war.

Daher streckte der König die Hände vor sich, um sich nicht zu stoßen, und tappte vorsichtig an der Wand hin. Plötzlich fühlte er etwas Weiches. „Wer ist da?" fragte er.

„Ich bin es," antwortete die Königin.

„Was suchst du, mein Schatz?"

„Ich wollte dich um Verzeihung bitten," erwiderte die Königin, „weil ich dich so gekränkt habe."

„Das brauchst du gar nicht!“ sagte der König und fiel ihr um den Hals. „Ich habe mehr Schuld als du, und längst alles vergessen. Aber, weißt du, zwei Worte wollen wir in unserem Königreiche bei Todesstrafe verbieten lassen, Brummeisen und“ —

„Und Pfeffernüsse,“ fiel die Königin lachend ein, indem sie sich heimlich noch ein paar Tränen aus den Augen wischte — und damit hat die Geschichte ein Ende. —

Der Wunſchring.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtſchaft nicht recht vorwärtsgehen wollte, ſaß auf ſeinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um ſich den Schweiß vom Angeſichte zu wiſchen. Da kam eine alte Hexe vorbeigeſchlichen und rief ihm zu: „Was plagſt du dich und bringſt's doch zu nichts? Geh zwei Tage lang gerade aus, bis du an eine große Tanne kommſt, die frei im Walde ſteht und alle andern Bäume überragt. Wenn du ſie umſchlägſt, iſt dein Glück gemacht.“

Der Bauer ließ ſich das nicht zweimal ſagen, nahm ſein Beil und machte ſich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging ſofort daran, ſie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo ſie umſtürzte und mit Gewalt auf den Boden ſchlug, fiel aus ihrem höchſten Wipfel ein Neſt mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie ſie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner goldner Ring. Der Adler wuchs zuſehends, bis er wohl halbe Manneshöhe hatte, ſchüttelte ſeine Flügel, als wollte er ſie probieren, erhob ſich etwas über die Erde und rief dann:

„Du haſt mich erlöſt! Nimm zum Dank den Ring, der in dem andern Ei geweſen iſt! Es iſt ein Wunſchring. Wenn du ihn am Finger umdrehſt und dabei einen Wunſch ausſprichſt, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es iſt nur ein einziger

Wunſch im Ring. Iſt der getan, ſo hat der Ring alle weitere Kraft verloren, und iſt nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünſchſt, auf daß es dich nicht nachher gereue."

Darauf erhob ſich der Adler hoch in die Luft, ſchwebte lange noch in großen Kreiſen über dem Haupte des Bauern und ſchoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.

Der Bauer nahm den Ring, ſteckte ihn an den Finger und begab ſich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in

einer Stadt an; da stand der Goldschmied im Laden und hatte viel köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl wert wäre. „Einen Pappenstiel!“ versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunschring sei und mehr wert als alle Ringe zusammen, die jener feil hielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und sagte: „Einen Mann, wie dich, mit solchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück; bleibe bei mir!“ bewirtete ihn aufs schönste mit Wein und glatten Worten, und als er nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der frühesten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst.“

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Läden, damit niemand etwas sähe, riegelte dann auch noch die Türe hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube, drehte den Ring um und rief: „Ich will gleich hunderttausend Taler haben.“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an Taler zu regnen, harte blanke Taler, als wenn es mit Mulden gösse, und die Taler schlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an kläglich zu schreien und wollte zur Türe springen, doch ehe er sie erreichen und aufriegeln konnte, stürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber das Talerregnen nahm kein Ende, und bald brach von der Last die Diele zusammen, und der Goldschmied mitsamt dem Gelde stürzte in den tiefen

Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die Hunderttauſend voll waren, und zuletzt lag der Goldſchmied tot im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als ſie den Goldſchmied tot unter dem Gelde liegen fanden, ſprachen ſie: „Es iſt doch ein großes Unglück, wenn der Segen ſo knüppeldick kommt.“ Darauf kamen auch die Erben und teilten.

Unterdes ging der Bauer vergnügt nach Hauſe und zeigte ſeiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau,“ ſagte er. „Unſer Glück iſt gemacht. Wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünſchen wollen.“

Doch die Frau wußte gleich guten Rat. „Was meinſt du,“ ſagte ſie, „wenn wir uns noch etwas Acker wünſchen? Wir haben gar ſo wenig. Da reicht ſo ein Zwickel gerade zwiſchen unſre Äcker hinein; den wollen wir uns wünſchen.“

„Das wäre der Mühe wert,“ erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen.“ Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anſtrengung, und bei der Ernte hatte es noch nie ſo geſchüttet wie dieſes Mal, ſo daß ſie ſich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrigblieb. „Siehſt du!“ ſagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunſch iſt immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn ſie ſich noch eine Kuh wünſchten und ein Pferd dazu. „Frau,“ entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übriggebliebenen Gelde in der Hoſentaſche klapperte, „was wollen wir wegen ſolch einer Lumperei unſern Wunſch vergeben. Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch ſo.“

Und richtig, nach abermals einem Jahre waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rieb sich der Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch gespart und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!“ Doch die Frau redete ihrem Manne ernsthaft zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder,“ versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles Mögliche gewünscht, und jetzt, wo du's haben kannst, wie du's willst, plagst und schindest du dich, bist mit allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. König, Kaiser, Graf, ein großer, dicker Bauer könntest du sein, alle Truhen voll Geld haben — und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst.“

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben,“ erwiderte der Bauer. „Wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch ist nur in dem Ringe, und der ist bald vertan. Wer weiß, was uns noch einmal zustößt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so herauf gekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig. Du kannst dir ja mittlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten.“

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre; denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen, armen Besitzer ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen,

nach dem Veſper aber behäbig und zufrieden vor der Haustüre ſaß und ſich von den Leuten guten Abend wünſchen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn ſie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorſchläge. Da er aber jedesmal erwiderte, es habe noch vollauf Zeit, und das Beſte falle einem ſtets zuletzt ein, ſo tat ſie es immer ſeltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ringe geſprochen wurde. Zwar der Bauer ſelbſt drehte den Ring täglich wohl zwanzig Male am Finger um und beſah ſich ihn, aber er hütete ſich, einen Wunſch dabei auszuſprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und ſeine Frau waren alt und ſchneeweiß geworden, der Wunſch aber war immer noch nicht getan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ ſie beide in einer Nacht ſelig ſterben.

Kinder und Kindeskinder ſtanden um ihre beiden Särge und weinten, und als eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, ſagte der älteſte Sohn:

„Laßt den Vater ſeinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat ſein Lebtag ſeine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es iſt wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter beſah ſich den Ring auch ſo oft; am Ende hat ſie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geſchenkt.“

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunſchring ſein ſollte und keiner war, und doch ſo viel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Menſch ſich nur wünſchen kann. Denn es iſt eine eigne Sache mit dem, was richtig und was falſch iſt; und ſchlecht Ding in guter Hand iſt immer noch ſehr viel mehr wert, wie gut Ding in ſchlechter. —

Die drei Schweſtern mit den gläſernen Herzen.

Es gibt Menſchen mit gläſernen Herzen. Wenn man leiſe daran rührt, klingen ſie ſo fein wie ſilberne Glocken. Stößt man jedoch derb daran, ſo gehen ſie entzwei.

Da war nun auch ein Königspaar, das beſaß drei Töchter, und alle drei hatten gläſerne Herzen. „Kinder," ſagte die Königin, „nehmt euch mit euren Herzen in acht, ſie ſind eine zerbrechliche Ware!" Und ſie taten es auch.

Eines Tages jedoch lehnte ſich die ältere Schweſter zum Fenſter hinaus über die Brüſtung und ſah hinab in den Garten, wie die Bienen und Schmetterlinge um die Levkojen flogen. Dabei drückte ſie ſich ihr Herz: kling, ging es, wie wenn etwas zerſpringt, und ſie fiel hin und war tot.

Wieder nach einiger Zeit trank die zweite Tochter eine Taſſe zu heißen Kaffee. Da gab es abermals einen Klang, wie wenn ein Glas ſpringt, nur etwas feiner wie das erſtemal, und auch ſie fiel um. Da hob ſie ihre Mutter auf und beſah ſie, merkte aber bald zu ihrer Freude, daß ſie nicht tot war, ſondern daß ihr Herz nur einen Sprung bekommen hatte, jedoch noch hielt.

„Was ſollen wir nun mit unſrer Tochter anfangen?" ratſchlagten der König und die Königin. „Sie hat einen

Sprung im Herzen, und wenn er auch nur fein iſt, ſo wird es doch leicht ganz entwei gehen. Wir müſſen ſie ſehr in acht nehmen.“

Aber die Prinzeſſin ſagte: „Laßt mich nur! Manchmal hält das, was einen Sprung bekommen hat, nachher gerade noch recht lange!“ —

Indeſſen war die jüngſte Königstochter auch groß geworden, und ſo ſchön, gut und verſtändig, daß von allen Seiten Königsſöhne herbeiſtrömten und um ſie freiten. Doch der alte König war durch Schaden klug geworden und ſagte: „Ich habe nur noch eine ganze Tochter, und auch die hat ein gläſernes Herz. Soll ich ſie jemandem geben, ſo muß es ein König ſein, der zugleich Glaſer iſt und mit ſo zerbrechlicher Ware umzugehen verſteht.“ Allein es war unter den vielen Freiern nicht einer, der ſich gleichzeitig auf die Glaſerei gelegt hätte, und ſo mußten ſie alle wieder abziehen. —

Da war nun unter den Edelknaben im Schloß des Königs einer, der war beinahe fertig. Wenn er

noch dreimal der jüngsten Königstochter die Schleppe getragen hatte, so war er Edelmann. Dann gratulierte ihm der König und sagte ihm: „Du bist nun fertig und Edelmann. Ich danke dir. Du kannst gehen.“

Als er nun das erstemal der Prinzessin die Schleppe trug, sah er, daß sie einen ganz königlichen Gang hatte. Als er sie ihr das zweitemal trug, sagte die Prinzessin: „Laß einmal einen Augenblick die Schleppe los, gib mir deine Hand und führe mich die Treppe hinauf, aber fein zierlich, wie es sich für einen Edelknaben, der eine Königstochter führt, schickt.“ Als er dies tat, sah er, daß sie auch eine ganz königliche Hand hatte. Sie aber merkte auch etwas; was es aber war, will ich erst nachher sagen. Endlich, als er ihr das drittemal die Schleppe trug, drehte sich die Königstochter um und sagte zu ihm: „Wie reizend du mir meine Schleppe trägst! So reizend hat sie mir noch keiner getragen.“ Da merkte der Edelknabe, daß sie auch eine ganz königliche Sprache führte. Damit war er nun aber fertig und Edelmann. Der König dankte und gratulierte ihm und sagte, er könne nun gehen.

Als er ging, stand die Königstochter an der Gartentüre und sprach zu ihm: „Da hast mir so reizend die Schleppe getragen, wie kein andrer. Wenn du doch Glaser und König wärest!“

Darauf antwortete er, er wolle sich alle Mühe geben, es zu werden; sie möge nur auf ihn warten, er käme gewiß wieder.

Er ging also zu einem Glaser und fragte ihn, ob er nicht einen Glaserjungen gebrauchen könne. „Jawohl,“ erwiderte dieser, „aber du mußt vier Jahre bei mir lernen.

Im erſten Jahre lernſt du die Semmeln vom Bäcker holen und die Kinder waſchen, kämmen und anziehen. Im zweiten lernſt du die Ritzen mit Kitt verſchmieren, im dritten Glas ſchneiden und einſetzen und im vierten wirſt du Meiſter.“

Darauf fragte er den Glaſer, ob er nicht von hinten anfangen könne, weil es dann doch ſchneller ginge. Indes der Glaſer bedeutete ihn, daß ein ordentlicher Glaſer immer von vorn anfangen müſſe, ſonſt würde nichts Geſcheites daraus.

Damit gab er ſich zufrieden. Im erſten Jahre holte er alſo die Semmeln vom Bäcker, wuſch und kämmte die Kinder und zog ſie an. Im zweiten verſchmierte er die Ritzen mit Kitt, im dritten lernte er Glas ſchneiden und einſetzen und im vierten Jahre wurde er Meiſter. Darauf zog er ſich wieder ſeine Edelmannskleider an, nahm Abſchied von ſeinem Lehrherrn und überlegte ſich, wie er es anfinge, um nun auch noch König zu werden.

Während er ſo auf der Straße ganz in Gedanken verſunken einherging und aufs Pflaſter ſah, trat ein Mann an ihn heran und fragte, ob er etwas verloren habe, daß er immer ſo auf die Erde ſähe. Da erwiderte er: verloren habe er zwar nichts, aber ſuchen täte er doch etwas, nämlich ein Königreich; und fragte ihn, ob er nicht wiſſe, was er zu beginnen habe, um König zu werden.

„Wenn du ein Glaſer wärſt,“ ſagte der Mann, „wüßte ich ſchon Rat.“

„Ich bin ja gerade ein Glaſer!“ antwortete er, „und eben fertig geworden!“

Als er dies gesagt, erzählte ihm der Mann die Geschichte von den drei Schwestern mit den gläsernen Herzen, und wie der alte König durchaus seine Tochter nur einem Glaser vermählen wolle. „Anfangs," so sprach er, „war noch die Bedingung, daß der Glaser, der sie bekäme, auch noch ein König oder ein Königssohn sein müsse; weil sich aber keiner finden will, der alles beides ist, Glaser und König zugleich, so hat er etwas nachgegeben, wie es der Klügste immer tun muß, und zwei andre Bedingungen gestellt. Glaser muß er freilich immer noch sein, dabei bleibt es!"

„Welches sind denn die beiden Bedingungen?" fragte der junge Edelmann.

„Er muß der Prinzessin gefallen und Samtpatschen haben. Kommt nun ein Glaser, welcher der Prinzessin gefällt und auch Samtpatschen hat, so will ihm der König seine Tochter geben, und ihn später, wenn er tot ist, zum König machen. Es sind nun auch schon eine Menge Glaser auf dem Schloß gewesen, aber der Prinzessin wollte keiner gefallen. Außerdem hatten sie auch alle keine Samtpatschen, sondern grobe Hände, wie das von gewöhnlichen Glasern nicht anders zu erwarten ist."

Als dies der junge Edelmann vernommen, ging er in das Schloß, entdeckte sich dem König, erinnerte ihn daran, wie er bei ihm Edelknabe gewesen sei, und erzählte ihm, daß er seiner Tochter zuliebe Glaser geworden und sie nun gar gern heiraten und nach seinem Tode König werden wolle.

Da ließ der König die Prinzessin rufen und fragte sie, ob der junge Edelmann ihr gefiele, und als sie dies bejahte, weil sie ihn gleich erkannte, sagte er dann weiter, er solle nun auch

ſeine Handſchuhe ausziehen und zeigen, ob er auch Samtpatſchen habe. Aber die Prinzeſſin meinte, dies ſei ganz unnötig, ſie wiſſe es ganz genau, daß er wirklich Samtpatſchen habe. Sie hätte es ſchon damals gemerkt, als er ſie die Treppe hinaufgeführt habe.

So waren denn beide Bedingungen erfüllt, und da die Prinzeſſin einen Glaſer zum Mann bekam, und noch dazu einen mit Samtpatſchen, ſo nahm er ihr Herz ſehr in acht, und es hielt bis an ihr ſeliges Ende.

Die zweite Schweſter aber, welche ſchon den Sprung hatte, wurde die Tante und zwar die allerbeſte Tante der Welt. Dies verſicherten nicht bloß die Kinder, welche der junge Edelmann und die Prinzeſſin zuſammen bekamen, ſondern auch alle andern Leute. Die kleinen Prinzeſſinnen lehrte ſie leſen, beten und Puppenkleider machen; den Prinzen aber beſah ſie die Hausaufgaben. Wer eine gute Arbeit hatte, wurde ſehr gelobt und bekam etwas geſchenkt; hatte aber einmal einer eine ſchlechte Arbeit, dann gab ſie ihm einen Katzenkopf und ſprach: „Sage einmal, du ſauberer Prinz, was du dir eigentlich vorſtellſt? Was willſt du ſpäter einmal werden? Heraus mit der Sprache! Nun, wird's bald?“

Und wenn er dann ſchmuckſte und ſagte: „Kö-Kö-Kö-König!“ lachte ſie und fragte: „König? Wohl König Midas? König Midas Hochgeboren mit zwei langen Eſelsohren!“ Dann ſchämte ſich der, welcher das ſchlechte Zeugnis bekommen hatte, gewaltig.

Und auch dieſe zweite Prinzeſſin wurde ſteinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn ſich jemand darüber wunderte, ſagte ſie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt

und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange.“ —

Und das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so ein altes Sahnentöpfchen, weiß, mit kleinen bunten Blumensträußchen besät, das hat einen Sprung, solange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann. —

Eine Kindergeſchichte.

Der Kirchhof, auf dem die zwei kleinen Kinder ſpielten, von denen ich euch heute erzählen will, lag hoch oben auf dem grünen Bergeshange. Das Dörfchen, zu dem er gehörte, lag ſchon hoch genug über dem waldigen Tal, ſo daß die Wolken es oft verdeckten, wenn man unten auf dem blauen Fluſſe vorüberfuhr. Doch der Kirchhof lag noch höher über dem Dorfe, ſo daß ſeine vielen ſchwarzen Kreuze recht in den blauen Himmel hineinragten. Es war ziemlich mühſam für die Leute, ihre Verſtorbenen aus dem Dorfe nach dem Kirchhof zu tragen, denn der Weg war ſteil und ſteinig, bis man zu der grünen Matte kam, auf der der Kirchhof lag; doch ſie taten es gern. Denn die Bergbewohner können es nicht im Tal aushalten — da wird es ihnen ſo dumpf und ängſtlich zumut, wie uns in einem tiefen Keller — und ihre Toten noch weniger. Hoch oben auf dem Berge müſſen ſie begraben ſein, ſo daß ſie weit hinaus ins Land ſehen können, und hinunter ins Tal, wo die Schiffe fahren.

Ganz in der Ecke des Kirchhofes war ein verlaſſenes Grab. Es wuchs nur Gras auf ihm und in dem Graſe ganz verſteckt ein paar wilde weiße oder blaue Blümchen, die niemand gepflanzt hatte. Denn in dem Grabe lag ein alter Hageſtolz, der weder Weib noch Kind, noch ſonſt irgend jemand hinterlaſſen hatte, der ſich um ihn bekümmerte. Aus fremdem

Lande war er gekommen, woher, das wußte keiner. Er war jeden Morgen auf die Kuppe des Berges geſtiegen und hatte dort ſtundenlang geſeſſen. Aber bald war er geſtorben und man hatte ihn begraben. Einen Namen hatte er ja

ſicher gehabt; wie er aber gelautet, wußte ebenfalls niemand, nicht einmal der Totengräber. Im Kirchenbuche ſtanden nur drei Kreuze und dahinter „ein alter fremder Hageſtolz, geſtorben am ſoundſovielten, im Jahre des Herrn ſoundſo“.—

Das iſt nun freilich ſehr wenig; aber die zwei kleinen Kinder des Totengräbers, von denen ich eben erzählen wollte, hatten das alte, verlaſſene Grab in der Kirchhofsecke ganz

beſonders gern; denn es war ihnen erlaubt, auf ihm zu ſpielen und herumzutrampeln, ſoviel ſie Luſt hatten, während ſie die andern Gräber nicht anrühren durften. Dieſe waren alle ſehr ſorgfältig im Stand gehalten; das Gras war friſch geſchoren und dicht wie Samt, auch blühten allerhand Blumen auf ihnen, die der Totengräber täglich mit großer Sorgfalt begoß, wozu er ſich das Waſſer mühſam aus dem Dorfbrunnen heraufſchleppen mußte. Auf vielen lagen auch Kränze und bunte Bänder.

„Trinchen," ſagte der kleine Knabe, der vor dem verlaſſenen Grabe kniete, indem er ſich wohlgefällig das Loch beſah, welches er in die Seitenwand des Grabes mit ſeinen kleinen Händen hineingegraben hatte, „Trinchen, unſer Haus iſt fertig. Ich habe es mit bunten Steinchen ausgepflaſtert und Blumenblätter darauf geſtreut. Ich bin der Vater und du biſt die Mutter. — Guten Morgen, Mutter, was machen unſre Kinder?"

„Hans," entgegnete die Kleine, „du mußt nicht ſo raſch ſpielen. Ich habe noch keine Kinder, aber ich werde gleich welche bekommen." Darauf lief ſie zwiſchen den Gräbern und Büſchen umher und kam, beide Hände mit Schnecken gefüllt, wieder:

„Höre, Vater, ich habe ſchon ſieben Kinder, ſieben wunderſchöne Schneckenkinder!"

„Dann wollen wir ſie gleich zu Bett bringen, denn es iſt ſchon ſpät."

Sie pflückten grüne Blätter ab, legten ſie in das Loch, die bunten Schneckenhäuſer darauf, und deckten jedes wieder mit einem grünen Blatte zu.

„Jetzt sei einmal still, Hänschen," rief das kleine Mädchen, „ich muß meine Kinder einsingen; das muß ich ganz allein machen. Der Vater singt nie mit. Du kannst unterdessen noch auf die Arbeit gehen."

Und Hänschen lief fort, und Trinchen sang mit ganz feiner Stimme:

„Schlaft mir allzusammen ein,
Meine sieben Kinderlein
In euren weichen Betten.
Schlummert süß und schlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen 'raus
Unter eurer Decke!"

Aber das eine Blatt begann sich zu bewegen, und eine von den Schnecken steckte unter demselben ihren Kopf mit den feinen Hörnern hervor. Da tippte die Kleine sie mit dem Finger auf den Kopf und sagte: „Warte, Gustel, du bist immer die Unartigste! Heute früh hast du dich schon nicht wollen kämmen lassen. Willst du gleich wieder ins Bett!" Und sie sang noch einmal:

„Schlummert süß und schlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen 'raus
Unter eurer Decke!
Seid ihr dann geschlafen ein,
Fliegt ein Engel ins Zimmer 'rein,
Besieht sich alle sieben:
Deine Kinder sind alle weiß und rot,
Ein' schönen Gruß vom lieben Gott,
Ob sie auch fromm geblieben?

Meine ſieben Kinder ſind alle fromm,
Sie woll'n gern in den Himmel komm'n,
Schön Dank für Milch und Wecken.
Bring wieder einen Gruß nach Haus:
Es ſtecke auch keins die Beinchen 'raus
Mehr unter ſeiner Decke."

Als ſie ausgeſungen hatte, waren die ſieben Schnecken wirklich alle eingeſchlafen, wenigſtens lagen ſie ganz ſtill, und da Hänschen immer noch nicht zurückkehrte, lief die Kleine noch einmal im Kirchhof umher und ſuchte neue Schnecken. Sie ſammelte eine große Zahl in ihrer Schürze und kehrte mit ihnen zum Grabe zurück. Da ſaß Hänschen und wartete.

„Vater," rief ſie ihm entgegen, „ich habe noch hundert Kinder gekriegt!"

„Höre, Frau," erwiderte der Kleine, „hundert Kinder ſind ſehr viel. Wir haben bloß einen Puppenteller und zwei Puppengabeln. Womit ſollen die Kinder eſſen? Hundert Kinder hat auch gar keine Mutter. Es gibt auch nicht hundert Namen. Wie ſollen wir unſre Kinder taufen? Trag ſie wieder fort!"

„Nein, Hänschen," ſagte das kleine Mädchen, „hundert Kinder ſind ſehr hübſch. Ich brauche ſie alle." —

Indem kam die junge Frau des Totengräbers mit zwei großen Butterbroten, denn die Veſperſtunde hatte geſchlagen. Sie küßte die beiden Kinder, hob ſie auf, ſetzte ſie auf das Grab und ſagte: „Nehmt eure neuen Schürzen hübſch in acht." — Da ſaßen ſie nun ſtumm wie die Spatzen und aßen. —

Aber der alte Hageſtolz in ſeinem einſamen Grabe hatte alles vernommen; denn die Toten hören alles ſehr genau, was man an ihrem Grabe ſpricht. Er dachte an die Zeit, wo er noch ein kleiner Knabe geweſen war. Da hatte er auch ein kleines Mädchen gekannt, und ſie hatten zuſammen geſpielt, hatten Häuſer gebaut und waren Mann und Frau geweſen. Und dann dachte er an die ſpätere Zeit, wo er das kleine Mädchen noch einmal geſehen hatte, wie es ſchon erwachſen war. Nachher hatte er nie wieder etwas von ihm gehört, denn er war ſeine eignen Wege gegangen, und die mußten wohl nicht ſehr ſchön geweſen ſein, denn je mehr er daran dachte und je mehr oben auf ſeinem Grabe die Kinder ſchwatzten, um ſo trauriger wurde er. Er fing an zu weinen und weinte immer mehr. Und als die Totengräberfrau die Kinder auf ſein Grab ſetzte, und ſie ihm nun gerade auf der Bruſt ſaßen, weinte er noch viel mehr. Er verſuchte ſeine Arme auszuſtrecken, denn es war ihm ſo, als müſſe er die Kinder an ſein Herz drücken. Aber es ging nicht; denn auf ihm lagen ſechs Fuß Erde, und ſechs Fuß Erde wiegen ſchwer, ſehr ſchwer. Da weinte er noch mehr; und er weinte immer noch, als die Totengräberfrau längſt die Kinder geholt und zu Bett gebracht hatte.

Als aber der Totengräber am nächſten Morgen durch den Kirchhof ging, da war aus dem alten verlaſſenen Grabe eine Quelle entſprungen. Das waren die Tränen, die der alte Hageſtolz geweint hatte. Sie rieſelte hell aus dem Grabhügel hervor und kam gerade aus dem Loche, wo die beiden Kinder ihr kleines Häuschen hineingegraben hatten. Da freute ſich der Totengräber, denn nun brauchte er das Waſſer zum Begießen der Blumen nicht mehr aus dem Dorfe den ſteilen Weg hinaufzutragen. Er machte für die Quelle eine ordentliche Leitung

und faßte ſie mit großen Steinen ein. Von jetzt an begoß er mit dem Waſſer der neuen Quelle alle Gräber auf dem Kirchhofe, und die Blumen auf ihnen blühten nun ſchöner wie je zuvor. Nur das Grab, worin der alte Hageſtolz lag, begoß er nicht, denn es war ja ein altes, verlaſſenes Grab, nach dem niemand fragte. Trotzdem wuchſen aber auf ihm die wilden Bergblumen üppiger wie an jedem andern Orte, und die beiden Kinder ſaßen oft an der Quelle, bauten Mühlen und ließen Papierkähnchen auf ihr ſchwimmen. —

Sepp auf der Freite.

„Es iſt heute Kirchweih," ſagte die alte Bauernfrau, die ſeit fünf Jahren gichtbrüchig im Bett lag, indem ſie ſich mühſam aufrichtete und mit ihren zitternden Händen ein großes Tuch um den Kopf band, welches ſie ſo oft wieder abnahm und umband, bis vorn mitten auf der Stirn eine große Schleife ſtand, wie vier Windmühlenflügel — „es iſt heute Kirchweih, Sepp, und du wirſt heute abend wieder allein zum Tanze gehen, wie voriges Jahr und vorvoriges und wie immer. Haſt du mir nicht beſtimmt verſprochen, dir in dieſem Jahre eine Frau zu nehmen? Aber es wird wohl nichts werden ſolange ich lebe, und nachher auch nichts. Wenn das dein Vater hätte erleben müſſen! Willſt du ein alter Hageſtolz werden? Weißt du nicht, was die Mädchen ſingen:

‚Klipper, klapper Hageſtolz,
Geh in Wald und ſuch dir Holz,
Dürres Holz im grünen Wald,
Denn es wird im Winter kalt —
Jetzt iſt's noch gelinder.
Ob's auch brennt und ob's nicht rußt,
— Daß du nicht ſo frieren mußt —
Frag die Bettelkinder!'"

Da antwortete der Sohn kleinlaut, daß die Mädchen im Dorf ihm alle gleich gut gefielen, und daß er nicht wiſſe, welches

er wählen ſolle. „So geh ins Dorf," ſagte die Mutter, „achte genau darauf, was die Mädchen, von denen du glaubſt, daß ſie für dich paſſen, machen, und dann komm zurück und ſag mir's."

Und der Sepp ging. —

„Nun," rief die Mutter, als er wieder zurückkehrte, „wie war's? Wo biſt geweſen?"

„Zuerſt bei der Urſel; kam eben aus der Kirche; hatte ein ſchönes Kleid an und neue Ohrringe."

Da ſeufzte die Mutter und ſagte: „Geht ſie oft in die Kirche, wird ſie den lieben Gott bald vergeſſen lernen. Der Müller hört die Mühle auch nicht klappern. Nichts für dich, mein Jung. Wohin biſt du nachher gegangen?"

„Zur Käth', Mutter."

„Was tat ſie?"

„Stand in der Küche und rückte an allen Töpfen und Tellern."

„Wie ſahen die Töpfe aus?"

„Schwarz."

„Und die Finger?"

„Weiß."

„Schlicker, Schlecker," ſagte darauf die Mutter:

„Schlicker, Schlecker!
Naſchig und lecker;
Backt ſich Kuchen und ſüßen Brei,
Vergißt die Kinder und 's Vieh dabei.

Laß ſie laufen, Sepp!"

„Darauf bin ich zur Bärbel gegangen. Saß im Garten und machte drei Kränze. Einen von Veilchen, einen von Roſen,

einen von Nelken. Fragte mich, welchen ſie heute zur Kirchweih aufſetzen ſollte.“

Da ſchwieg die Mutter eine Weile und ſagte dann:

„Ein ſilbernes Herrchen
Und ein goldenes Närrchen,
Gibt 'ne kupferne Eh
Und viel eiſernes Weh!

Weiter, mein Jung!“

„Zum vierten bin ich zur Gret gekommen. Stand vor der Haustüre an der Straße und gab den armen Leuten Butterbrote.“

Da ſchüttelte die Mutter den Kopf und ſagte: „Tut ſie heut etwas, was alle Leute ſehen ſollen, tut ſie ein andres Mal wohl etwas, was keiner ſehen ſoll. Steht ſie am Tag vor der Haustür, hat ſie wohl am Abend auch ſchon dahinter geſtanden. Wenn der Herr mittags aufs Feld kommt, während die Leute eſſen, ſpringen nur die faulen Knechte auf, um zu mähen; die fleißigen bleiben ſitzen. Bleib lieber ledig, Sepp, eh du die nimmſt! — Biſt du nicht weiter gekommen?“

„Zuletzt bin ich noch zur Anne gegangen.“

„Was tat ſie?“

„Gar nichts, Mutter!“

„Sie wird doch irgend etwas getan haben?“ fragte die alte Bauernfrau noch einmal. „Nichts iſt ſehr wenig, Sepp!“

„Behüt Gott,“ antwortete der Sohn, „ſie machte gar nichts; könnt Euch drauf verlaſſen!“

„Dann nimm die Anne, mein Jung! Das gibt die beſten Weiber, die gar nichts tun, was die Burſchen erzählen können!“

Und der Sepp nahm die Anne und wurde überglücklich, und ſagte ſpäter noch oft zu ſeiner Mutter: „Mutter, Ihr hattet recht mit Eurem Rat:

Die Urſel und Käth,
Die Bärbel und Gret,
Die wiegen zuſamm'
Nicht halb meine Ann!

Jetzt könnt ich Euch ſchon viel von ihr erzählen — aber ich tu's nicht." —

Heino im Sumpf.

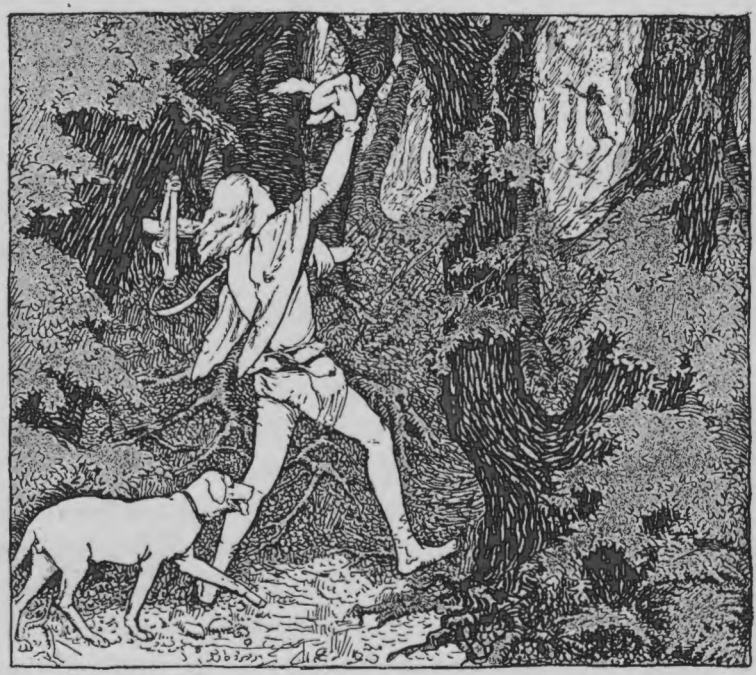
„Unſer Sohn iſt ein großer Jäger," ſagte der alte König. „Er reitet alle Tage mit der Armbruſt in den Wald. Aber er bringt nie ein Wild zurück, ſoviel er auch erlegt; denn er ſchenkt alles, was er ſchießt, den armen Leuten. Es iſt ein ſehr guter Menſch!"

So ſagte der alte König zur Königin. Doch die Rehe im Walde dachten etwas ganz andres. Sie hatten gar keine Furcht vor Heino; denn ſie kannten ihn ſchon lange und wußten, daß er ihnen nichts zuleide tat. Er ritt ja immer nur durch den Wald hindurch bis an das Waldende; und am Waldende ſtand ein kleines Häuschen, faſt ganz zugedeckt von Bäumen und Geſträuch, und Fenſter und Haustüre faſt ganz zugewachſen von Efeu und Geißblatt. Vor der Tür aber ſtand Blauäuglein, und wenn ſie den Königsſohn kommen ſah, leuchteten ihre großen blauen Augen vor Freude wie zwei Sterne und beſchienen ihr ganzes Geſicht. —

Doch Heino brachte immer und immer kein Wild zu Hauſe und wollte ſtets allein reiten; und wenn ſein Vater mit ihm ritt, traf er nichts. Da merkte der alte König wohl, daß es etwas beſonderes mit dem Jagen ſein müſſe. Er ließ einen Diener heimlich Heino nachſchleichen, und der erzählte ihm alles. Da fuhr es ihm in die Krone und er ward ſehr zornig; denn Heino war ſein einziger Sohn und er gedachte ihn an die

Tochter eines mächtigen Königs zu vermählen. Er rief daher zwei Jägerknechte, zeigte ihnen einen Klumpen Goldes, ſo groß wie ein Kopf, und verſprach ihnen denſelben zu ſchenken, wenn ſie Blauäuglein umbringen würden.

Aber Blauäuglein hatte eine ſchneeweiße Taube, die ſaß



jeden Tag auf dem höchſten Baume im Walde und ſah nach dem Schloß. Wenn Heino zu Pferde ſtieg, um zu Blauäuglein zu reiten, flog ſie ſchnell voran, ſchlug mit den Flügeln gegen das Fenſter und rief:

„Es raſcheln die Zweiglein,
Es kommt was geſchritten,
Herzliebſtes Blauäuglein,
Es kommt was geritten!“

Dann stellte sich Blauäuglein vor die Haustüre und wartete bis Heino kam.

Als nun die weiße Taube die beiden Jägerknechte gegen Abend nach dem Walde schleichen sah, ahnte ihr nichts Gutes. Sie flog eilends zum Schloß an Heinos Fenster, schlug gegen die Scheiben, bis er kam und ihr aufmachte und sagte ihm alles, was sie gesehen hatte. Da stürzte er atemlos in den Wald, und als er bei dem kleinen Häuschen anlangte, hatten schon die Jägerknechte Blauäuglein gebunden und ratschlagten, wie sie es töten sollten. Da schlug er ihnen beiden die Häupter ab, trug sie nach Haus und setzte sie seinem Vater vor die Kammer auf die Schwelle.

Der alte König aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen, sondern hörte fortwährend ein leises Wimmern und Stöhnen vor seiner Tür. Als der Morgen graute, stand er auf und sah nach, was es wäre. Da standen die beiden Köpfe der Jägerknechte auf der Schwelle, und zwischen beiden lag ein Brief von Heino, in dem stand geschrieben, daß er nichts mehr weder von Vater, noch von Mutter wissen wolle, und daß er sich jedwede Nacht vor Blauäugleins Haus auf die Schwelle legen würde mit dem nackten Schwert auf dem Schoß. Wer da käme, ihr ein Leid zu tun, dem schlüge er das Haupt ab, wie er es den beiden Jägerknechten getan, und wenn's der König selbst wäre.

Als der alte König dies gelesen, ward er sehr betreten. Er ging zur Königin und erzählte ihr alles. Diese aber schalt ihn aus, daß er Blauäuglein habe wollen umbringen lassen, und sagte: „Du hast alles verdorben. Wer wird nur immer gleich alles totmachen wollen! Ihr Männer seid doch gar zu schlimm, einer wie der andre! Stets heißt es: biegen oder

brechen. Da ſind von dir heute ſechs Hemden aus der Wäſche gekommen, da fehlen wieder an allen ſechſen die Hemdenkragenbänder. Wo ſind ſie hin? Abgeriſſen haſt du ſie wieder, weil du ſie verknotet haſt, anſtatt ſie mit Geduld aufzuknüpfen. Und Heino iſt gerade ſo wie du. Nun ſoll ich's wieder gutmachen!"

„Schon gut, ſchon gut," erwiderte der König, der wohl fühlte, daß die Königin recht hatte, „ſei nur ruhig und höre auf zu ſchelten; davon wird's auch nicht beſſer."

Und die Königin warf ſich die Nacht über unaufhörlich im Bette hin und her und überlegte ſich, was ſie tun wolle. Sobald es hell ward, ging ſie auf den Anger und grub ein Kraut heraus, das war giftig und hatte ſchwarze Beeren. Darauf ging ſie in den Wald und pflanzte es gerade an den Weg.

Als ſie zurückkam, fragte ſie der König, was ſie gemacht habe? Da antwortete ſie: „Ich habe ihm ein Kraut in den Weg gepflanzt, darauf wächſt eine rote Blume; wer ſie bricht, muß ſein Liebſtes vergeſſen."

Am nächſten Morgen, als Heino durch den Wald ging, ſtand das Kraut am Wege und hatte eine ſchöne rote Blume getrieben, die funkelte in der Sonne und duftete ſo ſtark, daß ihm faſt die Sinne vergingen. Aber obſchon es über Nacht ſehr ſtark getaut hatte, ſo waren doch das Kraut ſowohl, als die Blume ganz trocken. Da ſagte er:

„Was iſt das für ein Kraut,
Ein Kraut, worauf's nicht taut?"

Da antwortete die Blume:

„Ein Kraut, das niemand find't,
Als nur ein Königskind!"

Darauf fragte er wieder:

„Und wenn ich dich nun bräch,
Du Blum an meinem Weg?“

und die Blume erwiderte:

„So blüht ich noch viel ſchöner,
Du ſtolzer Königsſohn!“

Da konnte er ſich nicht halten und pflückte die Blume; und als er das getan, hatte er ſein Liebſtes vergeſſen und ging zu ſeinen Eltern ins Schloß.

Als ihn ſeine Mutter kommen ſah, hatte er die rote Blume am Wams ſtecken. Da wußte ſie, daß alles gelungen ſei, und rief den König. Der ging ſeinem Sohne entgegen, brachte ihm einen goldenen Helm und eine goldene Rüſtung und ſprach: „Ich bin alt und ſchwach; geh in die Welt und ſieh zu, wie's draußen ausſieht. Wenn du nach zwei Jahren zurückkehrſt, will ich dir das Königreich geben.“ Darauf wählte ſich Heino dreißig Knappen aus, zog mit ihnen von einem Königreich in das andre und beſah ſich die Herrlichkeit der Welt. —

Als aber Heino nicht wiederkam, merkte Blauäuglein wohl, daß er ſie verlaſſen habe. Jeden Morgen ſchickte ſie die weiße Taube aus, die mußte ſo lange in der Welt herumfliegen, bis ſie Heino gefunden. Und jeden Abend kam die weiße Taube wieder und ſagte Blauäuglein, wo Heino wäre und wie es ihm ging:

„Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?“

und die Taube antwortete:

„Er fährt in alle Welt,
Und hat gar ſtolzen Mut!“

„Hat er noch mein vergeſſen,
Und denkt er nimmer mein?“

„Er hat dein noch vergeſſen,
Beim Trinken und beim Eſſen,
Bei Regen und Sonnenſchein!“ —

Zwei Jahre waren ſchon vergangen, da kam die weiße Taube eines Abends auch wieder zurück und hatte einen Blutfleck am Flügel.

Da fragte Blauäuglein:

„Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?“

Da ſah ſie den Blutfleck am Flügel und wurde ſehr traurig. „Iſt er tot?“ fragte ſie.

„Wollte Gott, wollte Gott,
Daß er wär tot!“

gurrte die Taube,

„Im Irrwiſchſumpf, da iſt er ertrunken,
Im Irrwiſchſumpf, da iſt er verſunken.
Wo das Schilfgras wächſt,
Da liegt er verhext,
Daß Gott erbarm,
In der Irrwiſchkönigin weißem Arm!“

Da hieß Blauäuglein die weiße Taube ſich auf ihre Schulter ſetzen, damit ſie ihr den Weg wieſe, und machte ſich auf, Heino zu ſuchen.

Nachdem sie drei Tage gewandert war, kam sie an den Irrwischsumpf, wo Heino verzaubert lag. Sie setzte sich still an den Weg und wartete, bis es Abend wurde. Als es dunkel ward, bezog sich der Himmel und die Wolken jagten. Prasselnd schlug der Regen in das Erlengebüsch; und nicht lange, so sah sie fern im Sumpf die ersten blauen Flämmchen aufsteigen. Da schürzte sie sich ihre Röcke, stieg beherzt hinab in das Schilfgras und wanderte vorwärts, unverrückt nach den Irrlichtern schauend. Es war ein beschwerlicher Weg; denn sie sank bald bis über die Knöchel ein, der Wind peitschte ihr das Haar um die Schultern, daß sie stehen bleiben mußte, um es in einen großen Knoten im Nacken zusammenzuschürzen, und der Regen lief ihr über die Wangen. Aber der Sumpf wurde immer tiefer, und die blauen Flämmchen, welche in immer größerer Zahl an allen Orten hervorstiegen, schienen sie äffen zu wollen. Denn wenn es eine Zeitlang den Anschein gehabt, als wenn sie still ständen oder gar ihr entgegenkämen, so daß sie schon hoffte, sie bald zu erreichen, so schwebten sie doch bald wieder bis zur Mitte des Sumpfes zurück, oder verlöschten plötzlich, um an einer entfernteren Stelle wieder aufzusteigen. Sie sank jetzt schon bis fast an die Knie ein und konnte nicht mehr wie zwei oder drei Schritte hintereinander tun, ohne sich auszuruhen. Da hörte das Unwetter auf, die schmale Mondsichel trat zwischen den Wolken heraus, und vor ihr inmitten einer großen dunklen Lache erhob sich das verzauberte Schloß der Irrwischkönigin.

Weiße Stufen führten aus dem todstillen Wasser in eine große, offen stehende Halle, welche von vielen Säulen von blauem und grünem Kristall mit goldenen Knäufen getragen wurde, und in buntem Gewirr tanzten in dieser Halle eine

unzählbare Menge von Irrlichtern um ein beſonders hell flackerndes, hoch aus ihrer Mitte hervorſchwebendes Flämmchen herum. Da löſten ſich plötzlich aus dem Gewühl eine Anzahl Irrlichter ab und bildeten zwei Kreiſe, die wirbelnd aus der Halle hervorſtürzten. Und während der eine von ihnen dicht vor den Stufen des Schloſſes ſtehen blieb, näherte ſich der andre raſch, und bald erkannte Blauäuglein zwölf blaſſe, aber wunderſchöne Jungfrauen, welche auf der Stirn goldene Diademe trugen, an denen ſich vorn kleine goldene Schalen erhoben, worin die blauen Flämmchen brannten. In wildem Tanze ſchwebten ſie an Blauäuglein heran und umringten es; und während aus dem Schloſſe eine zauberiſche Muſik erklang, ſangen ſie:

„In den Reihn,
In den Reihn,
Holde Schweſter, Blauäuglein, herein!

In dem Schloß,
In dem Schloß,
Da winkt dir ein ſüßer Genoß!

Sieh, wie's blinkt!
Wie er winkt,
Wie er grüßt, wie er grüßend dir winkt!
Vergiß, was du liebteſt auf Erden,
Der unſeren eine zu werden!“

Aber Blauäuglein ſah die Geiſter mit ihren großen klaren Augen ruhig und unverwandt an und ſagte: „Ihr habt keine Macht über mich! Ob ich wieder lebendig aus dem Sumpfe komme, weiß Gott im Himmel allein; wenn ich aber auch ſterben muß, ſo werdet ihr mich doch nicht in eure Gewalt bekommen!“

Da flohen die Jungfrauen nach allen Richtungen tief in den Sumpf zurück. Statt ihrer aber schwebte der zweite Kreis Irrlichter heran, der bis dahin vor den Stufen des Schlosses hin und her getanzt hatte. Das waren zwölf wunderschöne, aber totenblasse Knaben, ebenfalls mit blauen Flämmchen über den Stirnen. Sie bildeten einen Kreis um Blauäuglein und tanzten langsam um sie her, indem sie abwechselnd ihre weißen Arme hoch über ihre Häupter erhoben und rückwärts nach dem Schlosse zeigten. Und besonders einer von ihnen näherte sich immer wieder Blauäuglein, als wenn er sie umfassen wollte; und wie sie ihn genauer ansah, so war es Heino.

Da zuckte es ihr durchs Herz, als wenn sie ein eiskaltes Schwert durchführe, und sie schrie laut: „Heino, Gott steh dir bei in deiner großen Not!“

Kaum hatte sie dies ausgerufen, so fuhr ein heftiger Windstoß über den Sumpf und die Lichter der Irrwische verloschen. Die stille Fläche der Lache kräuselte sich und schwarze Wellen schlugen an den weißen Stufen des Schlosses empor. Dann sank das Schloß lautlos in die Tiefe und an seiner Stelle standen vier Pfähle von faulem Holz, die Überreste einer alten, heidnischen Fischerhütte. Vor Blauäuglein aber im tiefen Sumpf bis an den Gürtel eingesunken, stand Heino, leibhaftig, wie er gewesen war, aber blaß und traurig. Die Haare hingen ihm wirr auf die Stirn, und Helm und Harnisch waren verrostet.

„Bist du es, Blauäuglein?“ fragte er wehmütig.

„Ja, Heino, ich bin's.“

„Laß mich,“ erwiderte er, „ich bin ein verlorener Mann!“

Doch ſie gab ihm die Hand und ſprach ihm Mut ein; und er verſuchte einige Schritte vorwärts zu kommen. Dann blieb er ſtehen und ſagte:

„Blauäuglein, ich verſinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!“

Doch ſie hielt ihn nur feſter und entgegnete:

„Nein, Heino, du verſinkſt nicht;
Nein, Heino, du ertrinkſt nicht!
Halt dich an mir nur feſt,
So wirſt du doch erlöſt!“

So half ſie ihm Schritt vor Schritt vorwärts, und immer wieder blieb er ſtehen und ſprach:

„Blauäuglein, ich verſinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!“

Und immer wieder tröſtete ſie ihn und ſagte:

„Nein, Heino, du verſinkſt nicht;
Nein, Heino, du ertrinkſt nicht!
Halt dich an mir nur feſt,
So wirſt du doch erlöſt!“

Mit unſäglicher Mühe waren ſie endlich ſo weit gekommen, daß ſie von fern ſchon das Ende des Sumpfes und die Straße ſahen. Da blieb Heino ganz ſtehen und rief: „Ich kann nicht weiter, Blauäuglein! Geh du allein zurück und grüß mein Mütterchen. Du kommſt wohl heraus, denn du ſinkſt ja nicht tief ein; mir aber geht's faſt bis ans Herz.“ Dabei wandte er ſich um und blickte nach der Stätte zurück, wo das Schloß verſunken war.

Die Alte-Weiber-Mühle.

Bei Apolda in Thüringen liegt die Alte-Weiber-Mühle. Sie ſieht ungefähr aus wie eine große Kaffeemühle, nur daß nicht oben gedreht wird, ſondern unten. Unten ſtehen nämlich zwei große Balken heraus, die von zwei Knechten angefaßt werden, um mit ihnen die Mühle zu drehen. Oben werden die alten Weiber hineingetan: faltig und bucklig, ohne Haare und Zähne, und unten kommen ſie jung wieder heraus: ſchmuck und rotbackig wie die Borſtäpfel. Mit einem Male Umdrehen iſt's gemacht; knack und krach geht es, daß es einem durch Mark und Bein fährt. Wenn man dann aber die, welche herauskommen und wieder jung geworden ſind, fragt, ob es nicht erſchrecklich weh tue, antworten ſie: „Lieber gar! Wunderſchön iſt es! Ungefähr ſo, wie wenn man früh aufwacht, gut ausgeſchlafen hat, und die Sonne ins Zimmer ſcheint und draußen ſingen die Vögel, und die Bäume rauſchen, und man ſich dann noch einmal im Bett ordentlich dehnt und reckt. Da knackt's auch zuweilen."

Sehr weit von Apolda wohnte einmal eine alte Frau; die hatte auch davon gehört. Da sie nun sehr gern jung gewesen wäre, entschloß sie sich eines Tages kurz und machte sich auf den Weg. Es ging zwar langsam; sie mußte oft stehenbleiben und husten, aber mit der Zeit kam sie doch vorwärts, und endlich langte sie richtig vor der Mühle an.

„Ich möchte wieder jung werden und mich ummahlen lassen," sagte sie zu einem der Knechte, der, die Hände in den Hosentaschen, vor der Mühle auf der Bank saß und aus seiner Pfeife Ringel in die blaue Luft blies. „Du lieber Gott, was das Apolda weit ist!"

„Wie heißt Ihr denn?" fragte der Knecht gähnend.

„Die alte Mutter Klapproten!"

„Setzt Euch so lange auf die Bank, Mutter Klapproten," sagte der Knecht, ging in die Mühle, schlug ein großes Buch auf und kam mit einem langen Zettel wieder heraus.

„Ist wohl die Rechnung, mein Jüngelchen?" fragte die Alte.

„O bewahre!" erwiderte der Knecht. „Das Ummahlen kostet nichts. Aber Ihr müßt zuvor das hier unterschreiben!"

„Unterschreiben?" wiederholte die alte Frau. „Wohl meine arme Seele dem Teufel verschreiben? Nein! das tue ich nicht! Ich bin eine fromme Frau und hoffe einmal in den Himmel zu kommen."

„Ist nicht so schlimm!" lachte der Knecht. „Auf dem Zettel stehen bloß alle Torheiten verzeichnet, die Ihr in Eurem ganzen Leben begangen habt, und zwar ganz genau der Reihe nach, mit Zeit und Stunde. Ehe Ihr Euch ummahlen laßt, müßt Ihr

Euch verpflichten, wenn Ihr nun wieder jung geworden seid, alle die Torheiten noch einmal zu machen, und zwar ganz genau in derselben Reihenfolge; gerade wie's auf dem Zettel steht!"

Darauf besah er den Zettel und sagte schmunzelnd: „Freilich ein bißchen viel, Mutter Klapproten, ein bißchen viel! Vom sechzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre täglich eine, Sonntags zwei. Nachher wird's besser. Aber im Anfang der Vierziger, der tausend, da kommt's noch einmal dicke! Zuletzt ist's wie gewöhnlich!"

Da seufzte die Alte und sagte: „Aber, Kinder, dann lohnt es ja gar nicht, sich ummahlen zu lassen."

„Freilich, freilich," entgegnete der Knecht, „für die meisten lohnt sich's nicht! Drum haben wir eben gute Zeit; sieben Feiertage in der Woche und die Mühle steht immer still, zumal seit den letzten Jahren. Früher war schon das Geschäft etwas lebhafter."

„Ist es denn nicht möglich, wenigstens etwas auf dem Zettel auszustreichen?" fragte die Alte noch einmal, und streichelte dem Knechte die Backen. „Bloß drei Sachen, mein Jüngelchen, alles andre will ich, wenn es denn einmal sein muß, noch einmal machen."

„Nein," antwortete der Knecht, „das ist platterdings unmöglich. Entweder — oder!"

„Nehmt nur Euren Zettel wieder," sagte darauf die alte Frau nach einigem Besinnen, „ich habe die Lust an Eurer dummen, alten Mühle verloren!" und machte sich wieder auf den Heimweg.

Als sie aber zu Hause ankam und die Leute sie verwundert ansahen und sagten: „Aber, Mutter Klapproten, Ihr kommt ja gerade so alt wieder, als Ihr fortgegangen seid! Es ist wohl nichts mit der Mühle?“ — hustete sie und antwortete: „O ja, es ist wohl etwas daran; aber ich hatte zu große Angst, und dann — was hat man denn an dem bißchen Leben? Du lieber Gott!“ —

Wovon die Beine der Teckel so kurz sind, und daß sie sich dieselben abgelaufen haben, weiß jeder. Wie aber der Storch zu seinen langen Beinen gekommen ist, das ist eine ganz andre Geschichte.

Drei Tage nämlich, ehe der Storch ein kleines Kind bringt, klopft er mit seinem roten Schnabel an das Fenster der Leute, welche es bekommen sollen und ruft:

„Schafft eine Wiegen,
Ein Schleier für die Fliegen,
Ein buntes Röcklein,
Ein weißes Jäcklein,
Mützchen und Windel:
Bring ein kleines Kindel!"

Dann wissen die Leute, woran sie sind. Doch zuweilen, wenn er sehr viel zu tun hat, vergißt er es und dann gibt's große Not, weil nichts fertig ist.

Bei zwei armen Leuten, welche im Dorf in einer kleinen Hütte wohnten, hatte es der Storch auch vergessen. Als er mit dem Kinde kam, war niemand zu Hause. Mann und Frau waren auf Feldarbeit gegangen und Tür und Fenster verschlossen; auch war nicht einmal eine Treppe vor dem Hause, auf die er es hätte legen können. Da flog er aufs Dach und klapperte so lange, bis das ganze Dorf zusammenlief und

eine alte Frau eilend aufs Feld hinausſprang, um die Leute zu holen.

„Herr Nachbar, Frau Nachbarin! Herr Nachbar, Frau Nachbarin!“ rief ſie ſchon von weitem, ganz außer Atem, „um Gottes willen! Der Storch ſitzt auf Eurem Hauſe und will Euch ein kleines Kind bringen. Niemand iſt da, der ihm das Fenſter aufmachen kann. Wenn Ihr nicht bald kommt, läßt er's fallen, und 's gibt ein Unglück. Oben beim Müller hat er es vor drei Jahren auch fallen laſſen, und das arme Wurm iſt noch heute bucklig.“

Da liefen die beiden über Häls und Kopf nach Haus und nahmen dem Storche das Kind ab. Wie ſie es beſahen, war es ein wunderhübſcher kleiner Junge, und Mann und Frau waren vor Freude außer ſich. Doch der Storch hatte ſich über das lange Warten ſo geärgert, daß er ſich vornahm, ganz beſtimmt den beiden Leuten nie wieder ein Kind zu bringen. Als ſie endlich kamen, ſah er ſie ſchon ganz ſchief und ärgerlich an, und während er fortflog, ſagte er noch: „Heute wird's auch wieder ſpät werden, ehe ich zu meiner Frau in den Sumpf komme. Ich habe noch zwölf Kinder auszutragen und es iſt ſchon ſpät. Das Leben wird einem doch recht ſauer!“

Doch die beiden Leute hatten in ihrer Herzensfreude es gar nicht bemerkt, daß ſich der Storch ſo ſchwer geärgert. Eigentlich war er ja auch ganz allein daran ſchuld, daß er ſo lange hatte warten müſſen, weil er es doch vergeſſen hatte, es ihnen vorher zu ſagen. Wie nun das Kind wuchs und täglich hübſcher wurde, ſagte eines Tages die Frau:

„Wenn wir dem guten Storch, der uns das wunderhübſche Kind gebracht hat, nur irgend etwas ſchenken könnten, was

ihm Spaß machte! Weißt du nichts? Mir will gar nichts einfallen!“

„Das wird ſchwer halten,“ erwiderte der Mann; „er hat ſchon alles!“

Am nächſten Morgen jedoch kam er zu ſeiner Frau und ſagte zu ihr:

„Was meinſt du, wenn ich dem Storch beim Tiſchler ein paar recht ſchöne Stelzen machen ließe? Er muß doch immer in den Sumpf, um Fröſche zu fangen, und dann wieder in den großen Teich hinterm Dorf, aus dem er die kleinen Kinder herausholt. Da muß er doch ſehr oft naſſe Füße bekommen! Ich dächte auch, er hätte damals, als er zu uns kam, ganz heiſer geklappert.“

„Das iſt ein herrlicher Einfall!“ entgegnete die Frau. „Aber der Tiſchler muß die Stelzen recht ſchön rot lackieren, damit ſie zu ſeinem Schnabel paſſen!“

„So?“ ſagte der Mann; „meinſt du wirklich rot? Ich hatte an grün gedacht.“

„Aber beſter Schatz!“ fiel die Frau ein, „wo denkſt du hin? Ihr Männer wißt doch niemals, was zuſammen paßt und gut ſteht. Sie müſſen unbedingt rot ſein!“

Da nun der Mann ſehr verſtändig war und ſtets auf ſeine Frau hörte, ſo beſtellte er denn wirklich rote Stelzen, und als ſie fertig waren, ging er an den Sumpf und brachte ſie dem Storch.

Und der Storch war ſehr erfreut, probierte ſie gleich und ſagte: „Eigentlich war ich auf euch recht böſe, weil ihr mich da-

mals ſo lange habt warten laſſen. Weil ihr aber ſo gute Leute ſeid und mir die ſchönen roten Stelzen ſchenkt, ſo will ich euch auch noch ein kleines Mädchen bringen. Heute über vier Wochen werde ich kommen. Daß ihr mir dann aber auch hübſch zu Hauſe ſeid, und es erſt noch einmal anſagen werde ich nun nicht. Den Weg kann ich mir ſparen! — Hörſt du?"

„Nein, nein!" erwiderte der Mann. „Wir werden ſicher zu Hauſe ſein. Du ſollſt diesmal keinen Ärger haben."

Als die vier Wochen um waren, kam richtig der Storch geflogen und brachte ein kleines Mädchen; das war noch hübſcher als der kleine Junge, und war nun gerade das Pärchen voll. Auch blieben beide Kinder hübſch und geſund, und die Eltern auch, ſo daß es eine rechte Freude war. —

Nun wohnte aber im Dorf noch ein reicher Bauer, der beſaß ebenfalls nur einen Knaben, und der war noch dazu ziemlich garſtig, und der Bauer wünſchte ſich auch noch ein Mädchen dazu. Als er vernahm, wie es die armen Leute angefangen, dachte er bei ſich, es könne ihm gar nicht fehlen. Er ging ſofort zum Tiſchler und beſtellte ebenfalls ein paar Stelzen, viel ſchöner wie die, welche die armen Leute hatten anfertigen laſſen. Oben und unten mit goldenen Knöpfen und in der Mitte grün, gelb und blau geringelt. Als ſie fertig waren, ſahen ſie in der Tat ungewöhnlich ſchön aus.

Darauf zog er ſich ſeinen beſten Rock an, nahm die Stelzen unter den Arm und ging hinaus an den Sumpf, wo er auch gleich den Storch fand.

„Ganz gehorſamer Diener, Euer Gnaden!" ſagte er zu ihm und machte eine tiefe Verbeugung.

„Meinſt du mich?" fragte der Storch, der auf ſeinen ſchönen roten Stelzen behaglich im Waſſer ſtand.

„Ich bin ſo frei!“ erwiderte der Bauer.

„Nun, was willſt du?“

„Ich möchte gern ein kleines Mädchen haben, und da hat ſich meine Frau erlaubt, Euer Gnaden ein kleines Geſchenk zu ſchicken. Ein paar ganz beſcheidene Stelzen.“

„Da mach nur, daß du wieder nach Hauſe kommſt!“ entgegnete der Storch, indem er ſich auf einem Beine umdrehte und den Bauer gar nicht wieder anſah. „Ein kleines Mädchen kannſt du nicht bekommen; und deine Stelzen brauche ich auch nicht! Ich habe ſchon zwei ſehr ſchöne rote, und da ich meiſt nur eine auf einmal benutze, ſo werden ſie wohl ſehr lange vorhalten. — Außerdem ſind ja deine Stelzen ganz abſcheulich häßlich. Pfui! blau, grün und gelb geringelt wie ein Hanswurſt! Mit denen dürfte ich ja meiner Frau gar nicht unter die Augen kommen.“

Da mußte der reiche Bauer mit ſeinen ſchönen Stelzen abziehen, und ein kleines Mädchen hat er ſein Lebtag nicht bekommen. —

Wie sich der Christoph und das Bärbel immer aneinander vorbeigewünscht haben.

Das mag nun schon geraume Zeit her sein, daß einmal der liebe Gott — wie er es oft zu tun pflegt — sagte: „Du, Gabriel, mach einmal die Luke auf und guck runter! Ich glaube, es weint was!“ Der Gabriel tat, wie ihm der liebe Gott befohlen, hielt sich die Hand vor die Augen, weil's blendete, sah überall umher und sagte endlich: „Da unten ist eine lange grüne Wiese; an dem einen Ende sitzt das Bärbel und hütet die Gänse, und am andern der Christoph und hütet die Schweine und weinen tun sie alle beide, daß einem das Herz im Leibe weh tut.“ „So?“ sagte der liebe Gott; „geh weg, Langer*, damit ich selbst zusehen kann.“

Wie er nun selbst zugesehen hat, fand er es gerade so, wie es der Gabriel gesagt.

Daß aber der Christoph und das Bärbel beide so kläglich weinten, hat sich so zugetragen: Der Christoph und das Bärbel hatten sich beide sehr lieb; denn eins hütete die Gänse, das andre die Schweine, und sie paßten also gut zusammen, weil nämlich der Stand kein Hindernis machte. Sie nahmen sich denn vor, sie wollten sich heiraten, und meinten, dazu wär's gerade genug, daß sie sich so lieb hätten. Aber die Herrschaft war andrer Meinung. So mußten sie sich denn mit dem Braut-

* Daß der Engel Gabriel sehr lang ist, weiß jeder.

ſtande zufrieden geben. Weil aber Ordnung zu allen Dingen nütz, und das Küſſen bei Brautleuten eine gar wichtige Sache iſt, waren ſie übereingekommen, daß ſieben Küſſe morgens und ſieben Küſſe abends eine gute Zahl wären. Eine Zeitlang iſt es denn auch ganz gut gegangen, und immer waren zur rechten Zeit die ſieben richtig und voll. Am Morgen aber des Tages, wo dieſe Geſchichte ſich zugetragen hat, eben da es zum ſiebenten Kuſſe kommen ſollte, waren dem Bärbel ſeine Lieblingsgans und dem Chriſtoph ſein Lieblingsferkel wegen des Frühſtücks uneinig geworden, alſo, daß ſie ſich gar hart anließen und beinahe ſchon zu Tätlichkeiten übergingen. Da mußten ſie es, um den Streit zu ſchlichten, bei der falſchen Zahl laſſen. Wie nun beide nachher ſo einſam und weit voneinander am Wieſenrande ſaßen, fiel ihnen ein, daß es doch ſehr ſchlimm ſei, und fingen an zu weinen, und weinten immer noch, als der liebe Gott ſelbſt zuſah.

Der liebe Gott meinte anfangs, ihr Leid würde ſich mit der Zeit wohl von ſelbſt geben; als aber das Weinen immer ärger wurde und dem Chriſtoph ſein Lieblingsferkel und dem Bärbel ſeine Lieblingsgans auch ſchon begannen, ſchier traurig zu werden und ganz ſauertöpfiſche Geſichter zu machen, ſprach er: „Ich will ihnen helfen! Was ſie ſich am heutigen Tage nur immer wünſchen mögen, ſoll in Erfüllung gehen.“

Die zwei hatten aber nur einen Gedanken; denn wie ſo eins nach dem andern ſchaute, und konnten ſich doch nicht ſehen, denn die Wieſe war lang, und in der Mitte ein Buſch, dachte der Chriſtoph: „Wenn ich doch drüben bei den Gänſen wäre!“ und das Bärbel ſeufzte: „Ach, wäre ich doch bei den Schweinen.“

Auf einmal nun ſaß der Chriſtoph wirklich bei den Gänſen und das Bärbel bei den Schweinen; und doch waren ſie wieder

nicht beieinander, und die falsche Zahl konnte immer noch nicht richtig gemacht werden.

Da dachte der Christoph: „Das Bärbel wird mich wohl haben besuchen wollen," und das Bärbel dachte: „Was gilt's, der Christoph ist andersrum zu mir rübergegangen! Ach, wär ich doch bei meinen Gänsen!" — „Ach, wär ich doch bei meinen Schweinen!" —

Da saß nun wieder das Bärbel bei den Gänsen und der Christoph bei den Schweinen, und so ist es den ganzen Tag über immer umschichtig fortgegangen, weil sich die beiden stets aneinander vorbeigewünscht haben. So fehlt denn der siebente Morgenkuß des Tages heute noch. Der Christoph wollte ihn zwar selbigen Abends, als sie beide todmüde gewünscht nach Hause kamen, nachholen, aber das Bärbel meinte, es helfe nun doch nichts mehr, und die Unordnung sei nimmer wieder gut zu machen. —

Als aber der liebe Gott sah, daß sich die beiden immer so aneinander vorbeiwünschten, sprach er: „Da habe ich etwas Gutes angerichtet. Aber, was ich gesagt habe, habe ich gesagt! Dagegen kann nun weiter nichts helfen!" So hat er sich denn vorgenommen, nie wieder Liebesleuten ihre Wünsche so ohne weiteres in Erfüllung gehen zu lassen, sondern sich immer erst zu erkundigen, was sie denn eigentlich haben wollten. Später aber soll er einmal im Vertrauen zum Gabriel gesagt haben: es wäre doch recht schade, daß ihre Wünsche so gar selten von der Art wären, daß er sie gewähren dürfe; und als ich mich vor langer, langer Zeit einmal in ähnlichen Angelegenheiten an ihn wandte, tat er gar nicht, als wenn er es hörte. Nachher erzählte mir der Gabriel diese Geschichte; da konnte ich mich freilich nicht mehr wundern. —

Die Traumbuche.

Hundert Jahr oder mehr iſt's wohl ſchon her, daß der Blitz in ſie einſchlug und ſie von oben bis unten auseinanderſpellte, und ebenſolange ſchon geht der Pflug über die Stätte; — früher aber ſtand einige hundert Schritte vor dem erſten Hauſe des Dorfes auf einem grünen Raſenhügel eine alte mächtige Buche; ſo ein Baum, wie jetzt gar keine mehr wachſen, weil Tiere und Menſchen, Pflanzen und Bäume immer kleiner und erbärmlicher werden. Die Bauern ſagten, ſie ſtamme noch aus der Heidenzeit, und ein heiliger Apoſtel ſei unter ihr von den falſchen Heiden erſchlagen worden. Da hätten die Wurzeln des Baumes das Apoſtelblut getrunken, und wie es ihm in den Stamm und die Äſte gefahren, ſei er davon ſo groß und kräftig geworden. Wer weiß, ob's wahr iſt? Eine eigene Bewandtnis aber hatte es mit dem Baum; das wußte jeder, klein und groß, im Dorf. Wer unter ihm einſchlief und träumte, des Traum ging unabweislich in Erfüllung. Deshalb hieß er ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Traumbuche, und niemand nannte ihn anders. Eine beſondere Bedingung war jedoch dabei: wer ſich zum Schlaf legte unter die Traumbuche, durfte nicht daran denken, was er wohl träumen würde. Tat er es doch, ſo träumte er nichts wie Krimskrams und verworrenes Zeug, aus dem kein vernünftiger Menſch klug werden konnte. Das war nun allerdings eine ſehr ſchwere Bedingung, weil die

meisten Menschen viel zu neugierig sind, und so mißlang es denn auch den allermeisten, die es versuchten; und zu der Zeit, wo die folgende Geschichte sich zutrug, war im Dorf wohl kein einziger, weder Mann noch Weib, dem's auch nur ein einziges Mal gelungen wäre. Aber seine Richtigkeit hatte es mit der Traumbuche, das war sicher. —

Eines heißen Sommertages also, da kein Lüftchen sich regte, kam auch einmal ein armer Handwerksbursche die Straße daher gewandert, dem war es in der Fremde viele Jahre hindurch weh und übel gegangen. Als er vor dem Dorfe anlangte, drehte er zum Überfluß noch einmal alle seine Taschen um, doch sie waren sämtlich leer. „Was fängst du an?" dachte er bei sich. „Todmüde bist du; umsonst nimmt dich kein Wirt auf, und das Fechten ist ein beschwerliches Handwerk." Da erblickte er die herrliche Buche mit dem grünen Rasenhügel davor; und da sie nur wenige Schritte abseits vom Wege stand, legte er sich unter sie ins Gras, um etwas auszuruhen. Doch der Baum hatte ein seltsames Rauschen, und wie er seine Zweige leise bewegte, ließ er bald hier, bald da, einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen; da fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein.

Als er eingeschlafen war, warf die Buche einen Zweig mit drei Blättern herab, der fiel ihm gerade auf die Brust. Da träumte er, er säße in einer gar heimlichen Stube am Tisch, und der Tisch wäre sein, und die Stube auch, und ebenso das Haus. Und vor dem Tisch stände eine junge Frau, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und sähe ihn gar freundlich an, und das wäre seine Frau. Und auf seinen Knien säße ein Kind, dem fütterte er seinen Brei, und weil er zu heiß wäre,

bliese er immer auf den Löffel. Und da sagte die Frau: „Was du doch für eine gute Kindermuhme bist, Schatz!“ und lachte darüber. In der Stube aber sprünge noch ein andres Kind herum, ein dicker, pausbäckiger Junge, und hätte an eine große Mohrrübe einen Bindfaden gebunden und zöge sie hinter sich her, und riefe immer hü und hott, als wär's der beste Fuchs. Und alle beide Kinder wären ebenfalls sein. So träumte er; und der Traum mußte ihm wohl sehr gefallen, denn er lachte im Schlaf übers ganze Gesicht.

Als er aufwachte, war es schon fast Abend geworden, und vor ihm stand der Schäfer mit seinen Schafen und strickte. Da sprang er erquickt auf, dehnte und reckte sich und sagte: „Lieber Himmel, wem's so wüchse! Es ist aber doch hübsch, daß man nun wenigstens weiß, wie's ist.“ Da trat der Schäfer an ihn heran und fragte ihn, woher er käme und wohin er wollte, und ob er schon etwas von dem Baume gehört habe. Nachdem er sich überzeugt, daß er so unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind, rief er aus: „Ihr seid ein Glückspilz! Denn daß Ihr etwas Gutes geträumt habt, war ja auf Eurem Gesichte zu lesen: habe ich Euch doch schon lange betrachtet, wie Ihr so dalagt!“ Darauf erzählte er ihm, was es für eine Bewandtnis mit dem Baume habe: „Was Ihr geträumt habt, geht in Erfüllung; das ist so sicher, als wie, daß das hier ein Schaf und das dort ein Bock ist. Fragt nur die Leute im Dorf, ob ich nicht recht habe! Nun sagt aber auch einmal, was Ihr geträumt habt!“

„Alterchen,“ erwiderte der Handwerksbursche schmunzelnd, „so fragt man die Bauern aus. Meinen schönen Traum behalte ich für mich; das könnt Ihr mir nun schon gar nicht verdenken. Aber daraus werden tut doch nichts!“ Und das sagte er nicht bloß so, sondern es war sein Ernst; denn als er nun auf

das Dorf zuging, ſprach er vor ſich hin: „Papperlapapp, Schäferſchnack! Möchte wohl wiſſen, wo der Baum die Wiſſenſchaft her haben ſollte.“

Als er in das Dorf kam, ragte am dritten Haus vom Giebel eine lange Stange heraus, an der hing eine goldene Krone, und unten vor der Haustüre ſtand der Kronenwirt. Der war gerade ſehr guter Laune, denn er hatte ſchon zu Nacht gegeſſen und war rund herum ſatt, und das war ſeine beſte Stunde. Da zog er höflich den Hut und fragte, ob er ihn nicht um einen Gotteslohn zur Nacht behalten wolle. Der Kronenwirt beſah ſich den ſchmucken Burſchen in ſeinen ſtaubigen, abgeriſſenen Kleidern von oben bis unten. Dann nickte er freundlich und ſagte: „Setz dich nur gleich hier in die Laube neben die Tür; es wird wohl noch ein Stück Brot und ein Krug Wein übriggeblieben ſein. Unterdeſſen können ſie dir eine Streu machen.“ Darauf ging er hinein und ſchickte ſeine Tochter, die brachte Brot und Wein, ſetzte ſich zu ihm und ließ ſich erzählen, wie es in der Fremde ausſähe. Dann erzählte ſie ihm auch wieder alles, was ſie wußte, aus dem Dorf: wie der Weizen ſtände, und daß des Nachbars Frau Zwillinge bekommen hätte, und wann das nächſte Mal in der Krone zu Tanz geſpielt würde.

Auf einmal aber ſtand ſie auf, bog ſich zu dem Handwerksburſchen über den Tiſch hinüber und ſagte: „Was haſt du denn da für drei Blätter am Latz?“ Da ſah der Handwerksburſche hin und fand den Zweig mit den drei Blättern, der während des Schlafs auf ihn herabgefallen war. Er ſtak ihm gerade im Latz. „Die müſſen von der großen Buche dicht vor dem Dorfe ſein,“ erwiderte er, „unter der ich einen kleinen Nick gemacht habe.“

Da horchte das Mädchen neugierig auf und wartete, was er wohl weiter ſagen würde. Als er ſchwieg, begann ſie ihn

gar vorſichtig auszukundſchaften, bis ſie ſicher war, daß er wirklich unter der Traumbuche geſchlafen; und dann ging ſie ſo lange wie die Katze um den heißen Brei, bis ſie ſich überzeugt

zu haben glaubte, daß er nichts von der ſonderbaren Kraft und Eigenſchaft der Traumbuche wiſſe; denn er war ein Schalk und tat ſo, als wüßte er gar nichts. Als ſie auch damit fertig war, holte ſie noch einen Krug Wein, ſprach ihm freundlich zu, daß er doch trinken möge, und erzählte ihm alles Mögliche, was

sie geträumt hätte, und wie es doch gar schade wäre, daß nie etwas in Erfüllung ginge.

Indem kam der Schäfer vom Felde zurück und trieb die Schafe durch die Dorfstraße. Als er an der Krone vorbeikam und das Mädchen mit dem Handwerksburschen in eifrigem Gespräch in der Laube sitzen sah, blieb er einen Augenblick stehen und sagte: „Ja, ja, Euch wird er schon den hübschen Traum erzählen; mir will er nichts sagen!“ Darauf trieb er seine Schafe weiter.

Da ward das Mädchen noch neugieriger, und wie er immer noch nichts von seinem Traume sagte, konnte sie es nicht mehr verwinden und fragte ihn ganz offen, was er denn, während er unter der Buche geschlafen, geträumt habe.

Da machte der Handwerksbursche, der ein arger Schalk und durch den schönen Traum übermütig fröhlich gestimmt war, ein schlaues Gesicht, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Einen herrlichen Traum habe ich gehabt, das muß wahr sein; aber ich getraue mich nicht zu sagen, wie er war.“ Aber sie drang immer weiter in ihn und quälte, er möchte es doch sagen. Da rückte er ganz nahe an sie heran und sagte ernsthaft: „Denkt nur, mir hat geträumt, ich würde noch einmal des Kronenwirts Töchterlein heiraten und später selbst Kronenwirt werden!“

Da wurde das Mädchen erst kreideweiß und dann purpurrot und ging ins Haus. Nach einer Weile kam sie wieder und fragte, ob er das wirklich geträumt habe und es sein Ernst sei.

„Gewiß, gewiß,“ sagte er, „gerade wie Ihr sah die aus, die mir im Traum erschienen ist!“ Da ging das Mädchen abermals ins Haus und kam nicht wieder. Sie ging in ihre Kammer, und die Gedanken liefen ihr über das Herz wie Wasser über das

Wehr: immer neue und immer andre und immer wieder dieſelben, ſo, daß es gar kein Ende hatte. „Er weiß nichts von dem Baume," ſagte ſie. „Er hat's geträumt. Ich mag wollen oder nicht, es wird ſchon ſo kommen. Es iſt nichts daran zu ändern." Darauf legte ſie ſich zu Bett, und die ganze Nacht träumte ſie von dem Handwerksburſchen. Als ſie am andern Morgen aufwachte, kannte ſie ſein Geſicht ganz auswendig, ſo oft hatte ſie es über Nacht im Traum geſehen — und ein ſchmucker Burſche war's, das iſt wahr.

Der Handwerksburſche aber hatte auf ſeiner Streu wundervoll geſchlafen; Traumbuche, Traum, und was er am Abend zu der Wirtstochter geſagt, längſt vergeſſen. Er ſtand in der Wirtsſtube an der Tür und wollte eben dem Kronenwirt die Hand reichen zum Abſchied. Da trat ſie herein, und wie ſie ihn reiſefertig daſtehen ſah, überfiel ſie eine ſonderbare Angſt, als dürfe ſie ihn nicht fortlaſſen. „Vater," ſagte ſie, „der Wein iſt immer noch nicht gezapft und der junge Burſch hat nichts zu tun; könnte er einen Tag hierbleiben, ſo möchte er ſich ſeine Zeche verdienen und ein Stückchen Reiſegeld obendrein." Und der Kronenwirt hatte nichts dagegen, denn er hatte ſchon ſeinen Morgentrunk gemacht und gefrühſtückt und war ſatt, ſo daß es ſeine beſte Stunde war.

Doch das Zapfen ging ſehr langſam, und das Mädchen hatte immer dies oder jenes, weshalb der Handwerksburſche einmal aus dem Keller heraufgeholt werden mußte. Als das Faß endlich leer und die Flaſchen gefüllt waren, meinte ſie, es wäre doch ganz gut, wenn er erſt noch etwas im Felde hülfe; und als er auch damit fertig war, fand ſich noch mancherlei im Garten zu tun, woran vorher niemand gedacht hatte. So verging Woche um Woche, und jedwede Nacht träumte ſie von ihm.

Am Abend aber saß sie mit ihm in der Laube vor dem Haus, und wenn er erzählte, wie es ihm weh und übel unter den fremden Leuten ergangen sei, kam ihr immer eine Schnake ins Auge oder ein Haar, so daß sie sich die Augen mit der Schürze reiben mußte.

Und nach einem Jahre war der Handwerksbursche immer noch im Hause; und alles war gescheuert, weißer Sand in allen Zimmern gestreut und darauf kleine grüne Tannenzweige, und das ganze Dorf hielt Feiertag. Denn der junge Handwerksbursch hielt Hochzeit mit dem Kronenwirtskind, und alle Leute freuten sich; und wer sich nicht freute, weil er ein Neidhammel war, der tat wenigstens so.

Bald darauf hatte der Kronenwirt auch wieder einmal seine beste Stunde, weil er nämlich rund herum satt war, und saß, die Tabaksdose auf dem Schoß, im Lehnstuhl und schlief. Als er gar nicht wieder aufwachte, wollten sie ihn wecken; da war er tot — mausetot. Da war nun der junge Handwerksbursche wirklich Kronenwirt, wie er es im Scherze gesagt, und sonst traf alles ein, wie er es unter der Buche geträumt. Denn sehr bald hatte er auch zwei Kinder, und wahrscheinlich nahm er auch einmal das eine von ihnen auf den Schoß und fütterte es und blies dabei auf den Löffel, und sicher fuhr gleichzeitig der andre Knabe mit der Mohrrübe im Zimmer umher, obwohl der, von dem ich diese Geschichte weiß, mir es nicht gesagt hat, und ich selbst vergessen habe, ihn besonders danach zu fragen. Aber es wird schon so gewesen sein, weil das, was man unter der Traumbuche träumte, stets aufs Haar eintraf.

Eines Tages nun, es mochten wohl an die vier Jahr seit der Hochzeit verflossen sein, saß der junge Kronenwirt — denn das war er ja jetzt — auch einmal in der Wirtsstube. Da kam

seine Frau herein, stellte sich vor ihn und sagte: „Denke dir, gestern unter Mittag ist einer von unsern Mähern unter der Traumbuche eingeschlafen, und hat nicht daran gedacht. Weißt du, was er geträumt hat? Er hat geträumt, er wäre steinreich. Und wer ist's? Der alte Kaspar, der so dumm ist, daß er einen dauert, und den wir nur noch aus Mitleid behalten. Was der wohl mit dem vielen Gelde anfangen wird?"

Da lachte der Mann und sagte: „Wie kannst du nur an das dumme Zeug glauben, und bist sonst eine so kluge Frau? Überlege dir doch selbst, ob ein Baum, und wenn er noch so schön und alt ist, die Zukunft wissen kann."

Da sah die Frau ihren Mann mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sprach ernsthaft: „Mann, versündige dich nicht! Über solche Dinge soll man nicht scherzen."

„Ich scherze nicht, Frau!" erwiderte der Mann.

Darauf schwieg die Frau wieder eine Weile, als wenn sie ihn nicht recht verstünde, und sagte dann: „Wozu das nur alles ist! Ich dächte, du hättest alle Ursache, dem alten, heiligen Baume dankbar zu sein. Ist nicht alles so eingetroffen, wie du es geträumt?"

Als sie dies gesagt, machte der Mann das freundlichste Gesicht der Welt und entgegnete: „Gott weiß es, daß ich dankbar bin; Gott und dir. Ja, ein schöner Traum war's! Ist mir's doch, als wenn es erst gestern gewesen wäre, so genau erinnere ich mich noch daran. Und doch ist alles noch tausendmal schöner geworden, als ich es geträumt; und du bist auch noch tausendmal lieber und hübscher als die junge Frau, die mir damals im Traume erschienen war."

Und die Frau sah ihn wieder mit großen Augen an; darauf fuhr er fort: „Was nun aber den Baum anbelangt und den

Traum, Herzensſchatz, ſo denke ich: wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen; und: wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchallt es wieder heraus. War es mir die vielen Jahre weh und übel unter den fremden Leuten gegangen, ſo war's wohl kein Wunder, wenn ich auch einmal von was Liebem träumte."

„Daß du aber gerade geträumt haſt, du würdeſt mich heiraten!"

„Das hab ich nie geträumt! Bloß eine junge Frau ſah ich mit zwei Kindern, und ſie war lange nicht ſo hübſch wie du, und die Kinder auch nicht."

„Pfui!" erwiderte die Frau. „Willſt du mich verleugnen oder den Baum? Haſt du mir nicht am erſten Tage, wo wir uns ſahen — es war ſchon Abend und draußen in der Laube — haſt du mir da nicht gleich geſagt, du hätteſt geträumt, du würdeſt mich heiraten und Kronenwirt werden?"

Da fiel dem Mann zum erſten Male wieder der Scherz ein, den er ſich damals mit ſeiner jetzigen Frau erlaubt hatte, und er ſagte: „Es kann nichts helfen, liebe Frau! Ich habe wirklich damals nicht von dir geträumt; und wenn ich es geſagt, ſo war es nur ein Scherz. Du warſt ſo neugierig; da wollte ich dich necken!"

Da brach die Frau in ein heftiges Weinen aus und ging hinaus. Nach einer Weile ging er ihr nach. Sie ſtand im Hof am Brunnen und weinte immer noch. Er verſuchte ſie zu tröſten, doch vergeblich.

„Du haſt mir meine Liebe geſtohlen und mich um mein Herz betrogen!" ſagte ſie. „Ich werde nie wieder froh werden!"

Da fragte er ſie, ob ſie ihn denn nicht lieb hätte, ſo lieb wie keinen andern Menſchen auf der Welt, und ob ſie nicht zufrieden und glücklich miteinander gelebt hätten, wie niemand weiter

im Dorf. Sie mußte alles zugeben, aber sie blieb traurig wie zuvor, trotz allem Zureden.

Da dachte er: „Laß sie sich ausweinen! Über Nacht kommen andre Gedanken; morgen ist sie die alte.“ Doch er täuschte sich; denn am andern Morgen weinte die Frau zwar nicht mehr, aber sie war ernst und traurig und ging ihrem Manne aus dem Wege. Jeder Versuch, sie zu trösten, scheiterte, wie am Abend zuvor. Den größten Teil des Tages saß sie in einer Ecke und grübelte, und wenn ihr Mann hereintrat, schrak sie zusammen.

Als dies mehrere Tage gedauert, ohne daß eine Änderung eintrat, befiel auch ihn eine große Traurigkeit; denn er fürchtete, er hätte die Liebe seiner Frau auf immer verloren. Er ging still im Hause umher und sann auf Abhilfe, doch es wollte ihm nichts einfallen. Da ging er eines Mittags zum Dorfe hinaus und schlenderte durchs Feld. Es war ein heißer Julitag; keine Wolke am Himmel. Die reife Saat wogte wie ein goldner See und die Vögel sangen; doch sein Herz war voller Bekümmernis. Da sah er von fern die alte Traumbuche stehen: wie eine Königin der Bäume ragte sie hoch in den Himmel hinein. Es kam ihm vor, als wenn sie ihm mit ihren grünen Zweigen zuwinkte und wie eine alte, gute Freundin zu sich riefe. Er ging hin und setzte sich unter sie und dachte an die vergangene Zeit. Fünf Jahre waren ziemlich genau verflossen, seit er als ein armer Teufel zum ersten Male unter ihr geruht und so schön geträumt hatte. Ach, so wunderschön! Und der Traum hatte fünf Jahre gedauert. — Und nun? Alles vorbei! Auf immer?

Da fing die Buche wieder zu rauschen an, wie vor fünf Jahren, und bewegte ihre mächtigen Zweige. Und wie sie dieselben bewegte, ließ sie wie damals bald hier, bald dort einen

feinen glitzernden Sonnenſtrahl durchfallen, und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchſcheinen. Da wurde ſein Herz ſtiller, und er ſchlief ein; denn er hatte vor Sorge die vorhergehenden Nächte nicht geſchlafen. Und nicht lange, ſo träumte er denſelben Traum wie vor fünf Jahren, und die Frau am Tiſch und die ſpielenden Kinder hatten die alten, lieben Geſichter von ſeiner Frau und von ſeinen Kindern. Und die Frau ſah ihn ſo freundlich an — ach ſo freundlich!

Da wachte er auf, und als er ſah, daß es nur ein Traum war, ward er noch trauriger. Er brach ſich einen kleinen grünen Zweig ab von der Buche, ging nach Haus und legte ihn ins Geſangbuch. Als die Frau am nächſten Tage — es war gerade Sonntag — in die Kirche gehen wollte, fiel der Zweig heraus. Da wurde der Mann, der daneben ſtand, rot, bückte ſich und wollte ihn in die Taſche ſtecken. Doch die Frau ſah es und fragte, was es für ein Blatt ſei.

„Es iſt von der Traumbuche; ſie meint es beſſer mit mir, wie du!“ erwiderte der Mann. „Denn als ich geſtern draußen war und unter ihr ſaß, ſchlief ich ein. Da wollte ſie mich wohl tröſten; denn mir träumte, du wäreſt wieder gut und hätteſt alles vergeſſen. Aber es iſt nicht wahr! Es iſt nichts mit der alten guten Buche. Ein ſchöner herrlicher Baum iſt ſie ſchon, aber von der Zukunft weiß ſie nichts.“

Da ſtarrte ihn die Frau an, und dann ging es wie ein Sonnenſchein über ihr Geſicht: „Mann, haſt du das wirklich geträumt?“

„Ja!“ entgegnete er feſt, und ſie merkte, daß es die Wahrheit war; denn er zuckte mit dem Geſicht, weil er nicht weinen wollte.

„Und ich war wirklich deine Frau?“

Als er auch dies bejahte, fiel ihm die Frau um den Hals und küßte ihn ſo oft, daß er ſich ihrer gar nicht erwehren konnte. „Gelobt ſei Gott," ſagte ſie, „nun iſt alles wieder gut! Ich habe dich ja ſo lieb, — ſo lieb, wie du es gar nicht weißt! Und ich habe die Tage ſolche Angſt gehabt, ob ich dich denn auch wirklich liebhaben dürfte, und ob mir nicht Gott eigentlich einen andern Mann beſtimmt hatte. Denn mein Herz geſtohlen haſt du mir doch, du böſer Mann, und ein bißchen Betrug war doch dabei! — Ja, geſtohlen haſt du mir's; aber nun weiß ich doch, daß es dir nichts geholfen hat, und daß es auch ohnedem ſo gekommen wäre." Darauf ſchwieg ſie eine Weile und fuhr dann fort:

„Nicht wahr, du ſprichſt nie wieder ſchlecht von der Traumbuche?"

„Nein, niemals; denn ich glaube an ſie; vielleicht etwas anders wie du, aber darum doch nicht weniger feſt. Verlaß dich darauf! Und den Zweig wollen wir vorn ins Geſangbuch heften, damit er nicht verloren geht." —

Das kleine bucklige Mädchen.

Es war einmal eine Frau, die hatte ein einziges Töchterchen, das war ſehr klein und blaß und wohl etwas anders, wie andre Kinder. Denn wenn die Frau mit ihm ausging, blieben oft die Leute ſtehen, ſahen dem Kinde nach und raunten ſich etwas zu. Wenn dann das kleine Mädchen ſeine Mutter fragte, weshalb die Leute es ſo ſonderbar anſähen, entgegnete die Mutter jedesmal: „Weil du ein ſo wunderhübſches, neues Kleidchen anhaſt.“ Darauf gab ſich die Kleine zufrieden. Kamen ſie jedoch nach Hauſe zurück, ſo nahm die Mutter ihr Töchterchen auf die Arme, küßte es wieder und immer wieder und ſagte: „Du lieber, ſüßer Herzensengel, was ſoll aus dir werden, wenn ich einmal tot bin? Kein Menſch weiß es, was du für ein lieber Engel biſt; nicht einmal dein Vater!“

Nach einiger Zeit wurde die Mutter plötzlich krank und am neunten Tage ſtarb ſie. Da warf ſich der Vater des kleinen Mädchens verzweifelt auf das Totenbett und wollte ſich mit ſeiner Frau begraben laſſen. Seine Freunde jedoch redeten ihm zu und tröſteten ihn; da ließ er es, und nach einem Jahre nahm er ſich eine andre Frau, ſchöner, jünger und reicher als die erſte, aber ſo gut war ſie lange nicht.

Und das kleine Mädchen hatte die ganze Zeit, ſeit ſeine Mutter geſtorben war, jeden Tag von früh bis abend in der Stube auf dem Fenſterbrett geſeſſen; denn es fand ſich niemand,

der mit ihm ausgehen wollte. Es war noch bläſſer geworden, und gewachſen war es in dem letzten Jahre gar nicht.

Als nun die neue Mutter ins Haus kam, dachte es: „Jetzt wirſt du wieder ſpazierengehen vor die Stadt, im luſtigen Sonnenſchein auf den hübſchen Wegen, an denen die ſchönen Sträuche und Blumen ſtehen, und wo die vielen geputzten Menſchen ſind.“ Denn es wohnte in einem kleinen, engen Gäßchen, in welches die Sonne nur ſelten hineinſchien; und wenn man auf dem Fenſterbrette ſaß, ſah man nur ein Stückchen blauen Himmel, ſo groß wie ein Taſchentuch. Die neue Mutter ging auch jeden Tag aus, vormittags und nachmittags. Dazu zog ſie jedesmal ein wunderſchönes buntes Kleid an, viel ſchöner, als die alte Mutter je eins beſeſſen hatte. Doch das kleine Mädchen nahm ſie nie mit ſich.

Da faßte ſich das letztere endlich ein Herz, und eines Tages bat es ſie recht inſtändig, ſie möchte es doch mitnehmen. Allein die neue Mutter ſchlug es ihr rund ab, indem ſie ſagte: „Du biſt wohl nicht recht geſcheit! Was ſollen wohl die Leute denken, wenn ich mich mit dir ſehen laſſe? Du biſt ja ganz bucklig. Bucklige Kinder gehen nie ſpazieren, die bleiben immer zu Hauſe.“

Darauf wurde das kleine Mädchen ganz ſtill, und ſobald die neue Mutter das Haus verlaſſen, ſtellte es ſich auf einen Stuhl und beſah ſich im Spiegel; und wirklich, es war bucklig, ſehr bucklig! Da ſetzte es ſich wieder auf ſein Fenſterbrett und ſah hinab auf die Straße, und dachte an ſeine gute alte Mutter, die es doch jeden Tag mitgenommen hatte. Dann dachte es wieder an ſeinen Buckel:

„Was nur da drin iſt?“ ſagte es zu ſich ſelbſt, „es muß doch etwas in ſo einem Buckel drin ſein.“

Und der Sommer verging, und als der Winter kam, war das kleine Mädchen noch bläſſer und ſo ſchwach geworden, daß es ſich gar nicht mehr auf das Fenſterbrett ſetzen konnte, ſondern ſtets im Bett liegen mußte. Und als die Schneeglöckchen ihre erſten grünen Spitzen aus der Erde hervorſtreckten, kam eines

Nachts die alte gute Mutter zu ihm und erzählte ihm, wie golden und herrlich es im Himmel ausſähe.

Am andern Morgen war das kleine Mädchen tot.

„Weine nicht, Mann!“ ſagte die neue Mutter; „es iſt für das arme Kind ſo am beſten!“ Und der Mann erwiderte kein Wort, ſondern nickte ſtumm mit dem Kopfe.

Als nun das kleine Mädchen begraben war, kam ein Engel mit großen, weißen Schwanenflügeln vom Himmel herab-

geflogen, setzte sich neben das Grab und klopfte daran, als wenn es eine Türe wäre. Alsbald kam das kleine Mädchen aus dem Grabe hervor, und der Engel erzählte ihm, er sei gekommen, um es zu seiner Mutter in den Himmel zu holen. Da fragte das kleine Mädchen schüchtern, ob denn bucklige Kinder auch in den Himmel kämen. Es könne sich das gar nicht vorstellen, weil es doch im Himmel so schön und vornehm wäre.

Jedoch der Engel erwiderte: „Du gutes, liebes Kind, du bist ja gar nicht mehr bucklig!“ und berührte ihm den Rücken mit seiner weißen Hand. Da fiel der alte garstige Buckel ab wie eine große hohle Schale. Und was war darin?

Zwei herrliche, weiße Engelflügel! Die spannte es aus, als wenn es schon immer fliegen gekonnt hätte, und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenschein in den blauen Himmel hinauf. Auf dem höchsten Platze im Himmel aber saß seine gute alte Mutter und breitete ihm die Arme entgegen. Der flog es gerade auf den Schoß.

Der kleine Vogel.

Ein Mann und eine Frau wohnten in einem hübſchen kleinen Hauſe, und es fehlte ihnen nichts zu ihrer vollen Glückſeligkeit. Hinter dem Hauſe war ein Garten mit ſchönen alten Bäumen, in dem die Frau die ſeltenſten Pflanzen und Blumen zog. Eines Tages ging der Mann im Garten ſpazieren, freute ſich über die herrlichen Gerüche, welche die Blumen ausſtrömten, und dachte bei ſich ſelbſt: „Was du doch für ein glücklicher Menſch biſt und für eine gute, hübſche, geſchickte Frau haſt!“ Wie er das ſo bei ſich dachte, da bewegte ſich etwas zu ſeinen Füßen.

Der Mann, der ſehr kurzſichtig war, bückte ſich und entdeckte einen kleinen Vogel, der wahrſcheinlich aus dem Neſte gefallen war und noch nicht fliegen konnte.

Er hob ihn auf, beſah ihn ſich und trug ihn zu ſeiner Frau.

„Herzensfrau,“ rief er ihr zu, „ich habe einen kleinen Vogel gefangen; ich glaube, es wird eine Nachtigall!“

„Lieber gar!“ antwortete die Frau, ohne den Vogel auch nur anzuſehen; „wie ſoll eine junge Nachtigall in unſern Garten kommen? Es niſten ja keine alten drin.“

„Du kannſt dich darauf verlaſſen, es iſt eine Nachtigall! Übrigens habe ich ſchon einmal eine in unſerm Garten ſchlagen hören. Das wird herrlich, wenn ſie groß wird und zu ſingen beginnt! Ich höre die Nachtigallen ſo gern!“

„Es iſt doch keine!“ wiederholte die Frau, indem ſie immer noch nicht aufſah; denn ſie war gerade mit ihrem Strickſtrumpfe beſchäftigt und es war ihr eine Maſche heruntergefallen.

„Doch, doch!“ ſagte der Mann, „ich ſehe es jetzt ganz genau!“ und hielt ſich den Vogel dicht an die Naſe.

Da trat die Frau heran, lachte laut und rief: „Männchen, es iſt ja bloß ein Spatz!“

„Frau,“ entgegnete hierauf der Mann, und wurde ſchon etwas heftig, „wie kannſt du denken, daß ich eine Nachtigall gerade mit dem Allergemeinſten verwechſeln werde, was es gibt! Du verſtehſt gar nichts von Naturgeſchichte, und ich habe als Knabe eine Schmetterlings- und eine Käferſammlung gehabt.“

„Aber, Mann, ich bitte dich, hat denn wohl eine Nachtigall einen ſo breiten Schnabel und einen ſo dicken Kopf?“

„Jawohl, das hat ſie; und es iſt eine Nachtigall!“

„Ich ſage dir, aber es iſt keine; höre doch, wie er piepſt!“

„Kleine Nachtigallen piepſen auch.“

Und ſo ging es fort, bis ſie ſich ganz ernſtlich zankten. Zuletzt ging der Mann ärgerlich aus der Stube und holte einen kleinen Käfig.

„Daß du mir das eklige Tier nicht in die Stube ſetzt!“ rief ihm die Frau entgegen, als er noch in der Türe ſtand. „Ich will es nicht haben!“

„Ich werde doch ſehen, ob ich noch Herr im Hauſe bin!“ antwortete der Mann, tat den Vogel in den Käfig, ließ Ameiſeneier holen und fütterte ihn — und der kleine Vogel ließ ſich's gut ſchmecken.

Beim Abendeſſen aber ſaßen der Mann und die Frau jeder an einer Tiſchecke und ſprachen kein Wort miteinander.

Am nächsten Morgen trat die Frau schon ganz früh an das Bett ihres Mannes und sagte ernsthaft: „Lieber Mann, du bist gestern recht unvernünftig und gegen mich sehr unfreundlich gewesen. Ich habe mir eben den kleinen Vogel noch einmal besehen. Es ist ganz sicher ein junger Spatz; erlaube, daß ich ihn fortlasse."

„Daß du mir die Nachtigall nicht anrührst!" rief der Mann wütend und würdigte seine Frau keines Blickes.

So vergingen vierzehn Tage. Aus dem kleinen Häuschen schienen Glück und Friede auf immer gewichen zu sein. Der Mann brummte, und wenn die Frau nicht brummte, weinte sie. Nur der kleine Vogel wurde bei seinen Ameiseneiern immer größer, und seine Federn wuchsen zusehends, als wenn er bald flügge werden wollte. Er hüpfte im Käfig umher, setzte sich in den Sand auf den Boden des Käfigs, zog den Kopf ein und plusterte die Federn auf, indem er sich schüttelte, und piepste und piepste — wie ein richtiger junger Spatz. Und jedesmal, wenn er piepste, fuhr es der Frau wie ein Dolchstich durchs Herz. —

Eines Tages war der Mann ausgegangen und die Frau saß weinend allein im Zimmer und dachte darüber nach, wie glücklich sie doch mit ihrem Manne gelebt habe; wie vergnügt sie von früh bis zum Abend gewesen seien und wie ihr Mann sie geliebt — und wie nun alles, alles aus sei, seit der verwünschte Vogel ins Haus gekommen.

Plötzlich sprang sie auf, wie jemand, der einen raschen Entschluß faßt, nahm den Vogel aus dem Käfig und ließ ihn zum Fenster in den Garten hinaushüpfen.

Gleich darauf kam der Mann.

„Lieber Mann," ſagte die Frau, indem ſie nicht wagte, ihn anzuſehen, „es iſt ein Unglück paſſiert, den kleinen Vogel hat die Katze gefreſſen."

„Die Katze gefreſſen?" wiederholte der Mann, indem er ſtarr vor Entſetzen wurde; „die Katze gefreſſen? Du lügſt! Du haſt die Nachtigall abſichtlich fortgelaſſen! Das hätte ich dir nie zugetraut. Du biſt eine ſchlechte Frau. Nun iſt es für ewig mit unſrer Freundſchaft aus!" Dabei wurde er ganz blaß und es traten ihm die Tränen in die Augen.

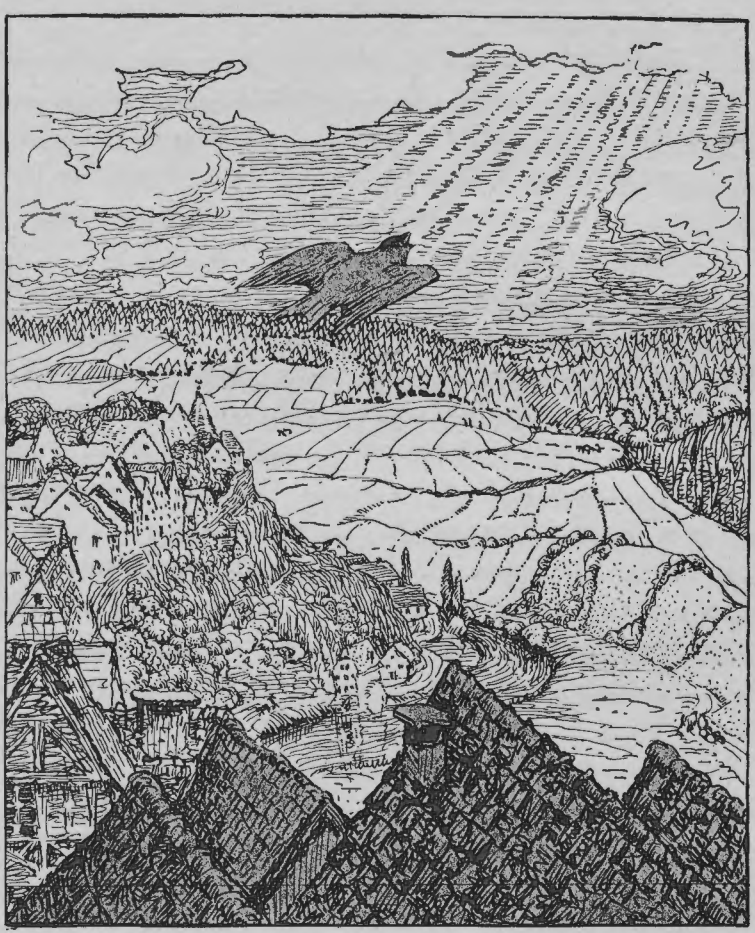
Wie dies die Frau ſah, wurde ſie auf einmal inne, daß ſie doch ein recht großes Unrecht getan habe, den Vogel fortzulaſſen, und laut weinend eilte ſie in den Garten, um zu ſehen, ob ſie ihn vielleicht dort noch fände und haſchen könnte. Und richtig, mitten auf dem Wege hüpfte und flatterte das Vögelchen; denn es konnte immer noch nicht ordentlich fliegen.

Da ſtürzte die Frau auf dasſelbe zu, um es zu fangen, aber das Vögelchen huſchte ins Beet und vom Beet in einen Buſch, und von dieſem wieder unter einen andern, und die Frau ſtürzte in ihrer Herzensangſt hinter ihm her. Sie zertrat die Beete und Blumen, ohne im geringſten darauf zu achten, und jagte ſich wohl eine halbe Stunde lang mit dem Vogel im Garten herum. Endlich erhaſchte ſie ihn und purpurrot im Geſicht und mit ganz verwildertem Haar kam ſie in die Stube zurück. Ihre Augen funkelten vor Freude und ihr Herz klopfte heftig.

„Goldner Mann," ſagte ſie, „ich habe die Nachtigall wieder gefangen. Sei nicht mehr böſe; es war recht häßlich von mir!"

Da ſah der Mann ſeine Frau zum erſten Male wieder freundlich an, und wie er ſie anſah, meinte er, daß ſie noch nie

ſo hübſch geweſen wäre, wie in dieſem Augenblicke. Er nahm ihr den kleinen Vogel aus der Hand, hielt ihn ſich wieder dicht



vor die Naſe, beſah ihn ſich von allen Seiten, ſchüttelte den Kopf und ſagte dann: „Kindchen, du hatteſt doch recht! Jetzt ſehe ich's erſt; es iſt wirklich nur ein Spatz. Es iſt doch merkwürdig, wie ſehr man ſich täuſchen kann.“

„Männchen," erwiderte die Frau, „du ſagſt das bloß mir zuliebe. Heute ſieht mir der Vogel wirklich ſelbſt ganz wie eine Nachtigall aus."

„Nein, nein!" fiel ihr der Mann ins Wort, indem er den Vogel noch einmal beſah und laut lachte. „Es iſt ein ganz gewöhnlicher Gelbſchnabel." Dann gab er ſeiner Frau einen herzhaften Kuß und fuhr fort: „Trag ihn wieder in den Garten und laß den dummen Spatz, der uns vierzehn Tage lang ſo unglücklich gemacht hat, fliegen."

„Nein," entgegnete die Frau, „das wäre grauſam! Er iſt noch nicht recht flügge, und die Katze könnte ihn wirklich kriegen. Wir wollen ihn noch einige Tage füttern, bis ihm die Federn noch mehr gewachſen ſind, und dann — dann wollen wir ihn fliegen laſſen!" —

Die Moral von der Geſchichte aber iſt: wenn jemand einen Spatz gefangen hat und denkt, es ſei eine Nachtigall — ſag's ihm beileibe nicht; denn er nimmt's ſonſt übel, und ſpäter wird er's gewiß von ſelbſt merken.

Die himmliſche Muſik.

Als noch das goldne Zeitalter war, wo die Engel mit den Bauernkindern auf den Sandhaufen ſpielten, ſtanden die Tore des Himmels weit offen, und der goldne Himmelsglanz fiel aus ihnen wie ein Regen auf die Erde herab. Die Menſchen ſahen von der Erde in den offenen Himmel hinein; ſie ſahen oben die Seligen zwiſchen den Sternen ſpazieren gehen, und die Menſchen grüßten hinauf und die Seligen grüßten herunter. Das ſchönſte aber war die wundervolle Muſik, die damals aus dem Himmel ſich hören ließ. Der liebe Gott hatte dazu die Noten ſelber aufgeſchrieben, und tauſend Engel führten ſie mit Geigen, Pauken und Trompeten auf. Wenn ſie zu ertönen begann, wurde es ganz ſtill auf der Erde. Der Wind hörte auf zu rauſchen und die Waſſer im Meer und in den Flüſſen ſtanden ſtill. Die Menſchen aber nickten ſich zu und drückten ſich heimlich die Hände. Es wurde ihnen beim Lauſchen ſo wunderbar zumute, wie man das jetzt einem armen Menſchenherzen gar nicht beſchreiben kann.

So war es damals; aber es dauerte nicht lange. Denn eines Tages ließ der liebe Gott zur Strafe die Himmelstore zumachen und ſagte zu den Engeln: „Hört auf mit eurer Muſik; denn ich bin traurig!“ Da wurden die Engel auch betrübt und ſetzten ſich jeder mit ſeinem Notenblatt auf eine Wolke und zerſchnitzelten die Notenblätter mit ihren kleinen goldnen

Scheren in lauter einzelne Stückchen; die ließen ſie auf die Erde hinunterfliegen. Hier nahm ſie der Wind, wehte ſie wie Schneeflocken über Berg und Tal und zerſtreute ſie in alle Welt. Und die Menſchenkinder haſchten ſich jeder ein Schnitzel, der eine ein großes und der andre ein kleines, und hoben ſie ſich ſorgfältig auf und hielten die Schnitzel ſehr wert; denn es war ja etwas von der himmliſchen Muſik, die ſo wundervoll geklungen hatte.

Aber mit der Zeit begannen ſie ſich zu ſtreiten und zu entzweien, weil jeder glaubte, er hätte das beſte erwiſcht; und zuletzt behauptete jeder, das was er hätte, wäre die eigentliche himmliſche Muſik, und das, was die andern beſäßen, wäre eitel Trug und Schein. Wer recht klug ſein wollte — und deren waren viele — machte noch hinten und vorn einen großen Schnörkel daran und bildete ſich etwas ganz beſonderes darauf ein. Der eine pfiff a und der andre ſang b; der eine ſpielte in Moll und der andre in Dur; keiner konnte den andern verſtehen. Kurz, es war ein Heidenlärm. —

So ſteht es noch heute! —

Wenn aber der Jüngſte Tag kommen wird, wo die Sterne auf die Erde fallen und die Sonne ins Meer, und die Menſchen ſich an der Himmelspforte drängen wie die Kinder zu Weihnachten, wenn aufgemacht wird — da wird der liebe Gott durch die Engel alle die Papierſchnitzel von ſeinem himmliſchen Notenbuche wieder einſammeln laſſen, die großen ebenſowohl wie die kleinen, und ſelbſt die ganz kleinen, auf denen nur eine einzige Note ſteht. Die Engel werden die Stückchen wieder zuſammenſetzen, und dann werden die Tore aufſpringen und die himmliſche Muſik wird aufs neue erſchallen, ebenſo ſchön

wie früher. Da werden die Menſchenkinder verwundert und beſchämt daſtehen und lauſchen und einer zum andern ſagen: „Das hatteſt du! Das hatte ich! Nun aber klingt es erſt wunderbar herrlich und ganz anders, nun alles wieder beiſammen und am richtigen Orte iſt!“ —

Ja, ja! So wird's. Ihr könnt euch darauf verlaſſen.

Der kleine Mohr und die Goldprinzessin

Es war einmal ein armer kleiner Mohr, der war kohlschwarz und nicht einmal ganz echt in der Farbe, so daß er abfärbte. Abends war sein Hemdkragen stets ganz schwarz, und wenn er seine Mutter anfaßte, sah man alle fünf Finger am Kleid. Deshalb wollte sie es auch nie leiden, sondern stieß und schubste ihn stets fort, wenn er in ihre Nähe kam. Und bei den andern Leuten ging es ihm noch schlimmer.

Als er vierzehn Jahr alt geworden war, sagten seine Eltern, es sei höchste Zeit, daß er etwas lerne, womit er sich sein Brot verdienen könne. Da bat er sie, sie sollten ihn in die weite Welt hinausziehen und Musikant werden lassen; zu etwas anderem sei er doch nicht zu gebrauchen.

Doch sein Vater meinte, das wäre eine brotlose Kunst, und die Mutter wurde ganz ärgerlich und erwiderte weiter nichts als: „Dummes Zeug, du kannst nur etwas Schwarzes werden!“

Endlich kamen sie überein, er passe am besten zum Schornsteinfeger. Also brachten sie ihn zu einem Meister in die Lehre, und weil sie sich schämten, daß er ein Mohr war, so sagten sie, sie hätten ihn gleich schwarz gemacht, um zu sehen, wie es ihm stände.

So war nun der kleine Mohr Schornsteinfeger und mußte tagaus tagein in die Essen kriechen. Und die Essen waren oft so eng, daß er Angst hatte, er bliebe stecken. Doch er kam stets glücklich wieder auf dem Dache heraus, obschon es ihm oft so war, als wenn Haut und Haar hängen blieben. Wenn er dann hoch oben auf dem Schornstein saß, wieder Gottes freie Luft atmete und sich die Schwalben um den Kopf fliegen ließ, wurde ihm die Brust so weit, als sollte sie ihm zerspringen. Dann schwenkte er den Besen und rief so laut: ho — i— do! ho — i— do! wie's die Schornsteinfeger zu tun pflegen, daß die Leute auf der Straße stehenblieben und sprachen: „Seht einmal den kleinen schwarzen Knirps, was der für eine Stimme hat!“

Als er ausgelernt hatte, befahl ihm der Meister, er solle in seine Kammer gehen und sich waschen und ganz fein und nobel anziehen. Er wolle ihn freisprechen, dann wäre er Geselle.

Da überkam den armen kleinen Mohr eine Todesangst, denn er sagte sich: „Nun wird alles herauskommen!“ Und das geschah auch; denn als er in seinem besten Staate wieder in die Meisterstube eintrat, wo schon Lehrlinge und Gesellen sich versammelt hatten, war er immer noch sehr schwarz, wenn auch hier und da etwas Helles durchschimmerte, wo er sich das Schwarze in den Essen abgescheuert hatte. Da merkten alle

mit Entſetzen, wie es mit ihm ſtand. Der Meiſter erklärte, Geſelle könne er nun nicht werden, denn er ſei ja nicht einmal ein ordentlicher Chriſtenmenſch; die Lehrjungen aber fielen über ihn her, zogen ihm die Kleider aus und trugen ihn in den Hof. Dort legten ſie ihn trotz alles Sträubens unter die Plumpe, plumpten wacker darauf und rieben ihn mit Strohwiſch und Sand, bis ihnen die Arme lahm wurden. Als ſie endlich gewahr wurden, daß trotz aller Mühe gar wenig abging, ſtießen ſie ihn unter Scheltworten zur Hoftüre hinaus.

Da ſtand er nun mitten auf der Straße, hilflos und wie ihn der liebe Gott geſchaffen, der arme kleine Mohr, und wußte nicht was anfangen. Da kam durch Zufall ein Mann vorbei, der beſah ihn ſich von oben bis unten und als er merkte, daß er ein Mohr war, ſagte er, er ſei ein vornehmer Herr und wolle ihn in ſeinen Dienſt nehmen. Er ſolle nichts weiter zu tun bekommen, als hinten auf ſeinem Wagen zu ſtehen, wenn er mit ſeiner Frau ſpazieren führe, damit man gleich ſähe, daß vornehme Leute kämen.

Da beſann ſich der kleine Mohr nicht lange, ſondern ging mit, und anfangs ging alles gut. Denn die Frau des vornehmen Mannes mochte ihn gut leiden, und wenn ſie an ihm vorbeiging, ſtreichelte ſie ihn jedesmal. Das war ihm in ſeinem Leben noch nie begegnet. Eines Tages jedoch, da ſie auch wieder ſpazieren fuhren und er hinten drauf ſtand, erhob ſich ein furchtbares Unwetter und der Regen floß in Strömen. Als ſie wieder nach Hauſe kamen, ſah der vornehme Herr, daß es hinten ſchwarz vom Wagen herabtröpfelte.

Da fuhr er den kleinen Mohr barſch an, was das heißen ſolle. Der erſchrak heftig, und weil ihm nichts Beſſeres einfiel,

so antwortete er, die Wolken wären ganz schwarz gewesen; da hätte es gewiß auch schwarz geregnet.

„Larifari," erwiderte der vornehme Herr, der schon merkte, woran's lag, nahm das Taschentuch, leckte zum Überfluß am Zipfel, und fuhr damit dem kleinen Mohr über die Stirn. Da war der Zipfel schwarz.

„Dacht ich mir's doch gleich," rief er aus, du bist ja nicht einmal echt! Das ist eine hübsche Entdeckung! Such dir einen andern Dienst. Ich kann dich nicht gebrauchen!"

Da packte der arme kleine Mohr weinend seine Siebensachen zusammen, und wollte gehen. Doch die Frau des vornehmen Mannes rief ihn noch einmal zurück und sagte: es sei recht schade, daß ihr Mann es gemerkt hätte, denn sie wisse es schon lange. Freilich, ein großes Unglück sei es, ein Mohr zu sein, und besonders einer, der abfärbe. Doch er solle nicht verzagen, sondern brav und gut bleiben, dann würde er mit der Zeit noch ebenso weiß werden, wie die andern Menschen. Darauf schenkte sie ihm eine Geige und einen Spiegel, in dem solle er sich jede Woche einmal besehen.

So zog denn der kleine Mohr in die Welt hinaus und wurde Musikant. Einen Meister, der ihm etwas vorspielte, hatte er freilich nicht. Doch er horchte auf das, was die Vögel sangen und was die Büsche und Bäche rauschten und spielte es ihnen nach. Nachher ward er inne, daß die Blumen im Walde und die Sterne in der dunkeln Mitternacht auch ihre besondere Musik machten, wenn auch eine ganz stille, die nicht jedermann hört. Das war schon viel schwerer nachzuspielen. Aber das Schwerste lernte er zuallerletzt: so zu spielen, wie die Menschenherzen pochen. Er war wohl schon sehr viel die Kreuz und die

Quer umher gewandert und hatte vielerlei erlebt, ehe er das lernte. —

Und es ging ihm auf seiner Wanderschaft zuweilen gut, meistenteils aber schlecht. Wenn er abends in der Dunkelheit vor irgendeinem Hause haltmachte, ein schönes Lied spielte und um Herberge für die Nacht bat, ließen ihn die Leute wohl ein. Sahen sie aber am andern Morgen, wie schwarz er war, und daß man nicht gut tat, sich mit ihm einzulassen, weil er abfärbte, so regnete es spitze Redensarten oder wohl gar Püffe. Deshalb verlor er aber den Mut nicht, sondern dachte an das, was die Frau des vornehmen Mannes zu ihm gesagt hatte, und siedelte sich weiter von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Jeden Sonntag zog er den Spiegel hervor und sah nach, wieviel abgegangen war. Viel war's freilich nicht, von einem Sonntag zum andern, denn es saß sehr fest, aber doch etwas; und als er fünf Jahre gewandert war, sah man überall die Grundfarbe durchschimmern. Gleichzeitig war er ein solcher Meister auf der Geige geworden, daß, wo er hinkam, jung und alt zusammenströmte, um ihm zuzuhören. —

Eines Tages kam er in eine wildfremde Stadt, in der herrschte eine goldene Prinzessin; die hatte Haare von Gold und ein Gesicht von Gold, und Hände und Füße von Gold. Sie aß mit einem goldenen Messer und einer goldenen Gabel von einem goldenen Teller, trank goldenen Wein und hatte goldene Kleider an. Kurz alles war golden, was an ihr und was um sie war. Im übrigen war sie jedoch über die Maßen stolz und hochmütig, und obschon es ihre Untertanen sehr wünschten, daß sie sich einen Prinzen zum Mann nähme, weil sie meinten, Weiberregiment tauge nichts auf die Dauer, war ihr doch keiner schön und vornehm genug.

Jeden Morgen ließen sich etwa sechs Prinzen als Freier bei ihr melden, die abends zuvor mit der Post angekommen waren. Denn weit und breit sprach man von nichts, als von der Goldprinzessin und von ihrer Schönheit.

Die sechs Prinzen mußten sich dann der Reihe nach vor ihrem Throne aufstellen und sie besah sich dieselben von allen Seiten. Zuletzt rümpfte sie jedoch jedesmal die Nase und sagte:

„Der Erste ist dublich,
Der Zweite ist schmublich,
Der Dritt hat kein Haar,
Der Viert ist nicht gar,
Der Fünft ist perplex
Und miesrig der sechst!
Die Kur ist aus,
Jagt mir alle sechse zur Stadt hinaus!“

Alsbald erschienen zwölf riesige Heiducken mit mannslangen Birkenreisern und trieben die ganze Gesellschaft zur Stadt hinaus. So ging es schon seit Jahren alle Tage. —

Als der kleine Mohr vernahm, wie wunderschön die Prinzessin war, konnte er an weiter gar nichts denken. Er ging nach ihrem Palaste, setzte sich auf die Treppenstufen, nahm die Geige zur Hand und fing an sein bestes Lied zu spielen. „Vielleicht sieht sie zum Fenster heraus,“ dachte er, „dann bekommst du sie zu sehen.“

Es währte nicht lange, so befahl die Goldprinzessin ihren drei Kammermädchen nachzusehen, wer draußen so schön spiele. Da brachten sie die Nachricht, es wäre ein Mensch, der habe eine so absonderliche Gesichtsfarbe, wie sie dergleichen noch nie ge-

sehen. Und die eine behauptete, er sei mausgrau; die zweite, er sei hechtgrau, und die dritte gar, er wäre eselsgrau.

Darauf meinte jene, das müsse sie selber sehen, sie sollten den Menschen heraufholen.

Da gingen die Kammermädchen abermals hinunter und führten ihn herauf, und als er die Prinzessin erblickte, die wirklich über und über von Gold war und wie die Sonne glänzte, war er erst so geblendet, daß er die Augen zumachen mußte. Als er sich aber ein Herz faßte und die Prinzessin ordentlich ansah, da wußte er sich nicht weiter zu helfen; er warf sich vor ihr auf die Knie nieder und sagte:

„Allerschönste Goldprinzessin! Ihr seid so schön, wie Ihr es gar nicht wißt. Und wenn Ihr es wißt, so seid Ihr noch hunderttausendmal schöner. Ich bin ein kleiner Mohr, der immer weißer wird; und das Lied, das ich gespielt habe, ist noch lange nicht mein allerschönstes. Einen Mann müßt ihr durchaus haben; und wenn Ihr mich heiraten wollt, werde ich so vergnügt, daß ich mit gleichen Beinen über den Tisch springen will!“

Als die Prinzessin dies hörte, machte sie zuerst ein Gesicht wie die Gänse, wenn's wetterleuchtet, denn übermäßig klug war sie gerade nicht, trotz aller ihrer Schönheit, und dann fing sie so laut zu lachen an, daß sie sich die Hüften mit den Händen halten mußte. Und die drei Kammermädchen meinten, sie müßten auch mit lachen, und auf einmal traten noch die zwölf Heiducken herein, und wie sie sahen, wer vor der Goldprinzessin kniete, schlugen auch sie ein Gelächter auf, daß es durch die ganze Stadt schallte.

Da befiel den kleinen Mohr ein ungeheurer Schrecken, denn er merkte wohl, daß er etwas Dummes gesagt hatte. Er nahm

seine Geige, riß die Tür auf und sprang mit drei Sätzen die Treppe hinab. Dann lief er ohne sich umzusehen durch die Stadt, querfeldein bis in den nächsten Wald. Dort warf er sich todmüde ins Gras nieder und weinte, als wenn er fortschwimmen wollte. —

Doch endlich ward er wieder ruhig und sagte zu sich selbst: „Wenn der Kutscher betrunken ist, gehen die Pferde durch! Bist du klug oder bist du dumm? Die Goldprinzessin wolltest du heiraten? Ganz dumm bist du! Da darfst du dich nicht wundern, wenn die Leute dich auslachen."

Damit hing er sich die Geige wieder über den Rücken, pfiff sich eins und wanderte weiter und zog wie zuvor von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Und von Jahr zu Jahr wurde er immer weißer und die Leute gewannen ihn immer lieber, denn die Lieder, die er sich ausdachte, wurden immer schöner, und kein Mensch konnte sich mit ihm auf der Geige messen. Und als er groß und ein Mann geworden war, sah er ganz weiß aus, ja selbst weißer und reiner als die meisten andern Leute. Niemand wollte glauben, daß er früher ein Mohr gewesen sei. —

Es trug sich zu, daß er auch einmal in einen Flecken kam, wo gerade Jahrmarkt war. Da sah er eine Bude mit einem roten Vorhang, der war früher einmal neu gewesen, jetzt aber zerlumpt und voller Flecke. Davor stand ein wüster Gesell mit einer bunten Jacke, der stieß in die Trompete und rief, die Leute möchten doch eintreten, es wären die größten Wunder der Welt zu sehen; ein Kalb mit zwei Köpfen, das zweimal fräße und bloß einmal verdaute, ein Schwein, das die Karte legen und wahrsagen könnte, und die hochberühmte, wunderschöne Goldprinzessin, um die sich alle Männer gerissen hätten.

„Das kann doch nicht deine Goldprinzessin sein?“ sagte er, ging jedoch trotzdem hinein.

Da war es ihm, als solle er vor Schreck in die Erde sinken; denn sie war es wirklich. Aber das Gold war fast überall ab, und er sah, daß sie nur von Blech war.

„Heiliger Gott!“ rief er aus, „wie kommst du hierher, und wie siehst du aus?“

„Was ist denn?“ erwiderte sie, als wenn gar nichts wäre. Nachdem sie sich jedoch überlegt, daß er sie gewiß schon früher einmal gesehen, wie sie noch ganz golden war, fügte sie zornig hinzu: „Glaubst du etwa, daß man ewig hält, du alberner Laffe? Zupf dich an deiner eignen Nase!“

Da hätte er beinahe laut aufgelacht, denn er sah, daß sie ihn nicht erkannte. Doch sie tat ihm viel zu leid, und so fragte er nur leise, ob sie denn gar nicht wisse, wer er sei. Er wäre der kleine Mohr, den sie vor Zeiten einmal so sehr ausgelacht hätte.

Nun war die Reihe an ihr, ganz still zu werden und sich zu schämen, und unter vielem Schluchzen erzählte sie, wie erst an ein paar Stellen und dann fast überall das Gold heruntergegangen sei; wie sie das ihren Untertanen lange verborgen und wie diese es endlich doch gemerkt und sie fortgejagt hätten. Nun zöge sie auf den Jahrmärkten umher, habe es aber sehr satt, und wenn er noch so dächte wie früher, wollte sie ihn gern heiraten.

Darauf erwiderte er sehr ernsthaft, er bedaure sie zwar von Herzen, sei aber schon viel zu verständig, um eine Blechprinzessin zu heiraten. Er hoffe bestimmt, noch einmal eine viel bessere Frau zu bekommen, wie sie. Damit ging er zur Bude hinaus, und ließ die Blechprinzessin stehen, die vor Wut beinahe

platzte und ihm, während er ging, fortwährend nachrief: „Mohrenjunge, Mohrenjunge! kohlſchwarzer Mohrenjunge, der abfärbt!“ und ähnliches. Doch niemand wußte, wen ſie damit meinte, da er ja längſt auch nicht ein Tüpfchen Schwarzes mehr an ſich hatte.

Er ging daher ſittſam weiter, ohne ſich auch nur umzuſehen, und war froh, daß er in ſeinem Leben nie wieder etwas von

der abſcheulichen Perſon erfuhr. Eine Zeitlang ſetzte er noch ſein altes Wanderleben fort, als er aber faſt die ganze Welt geſehen hatte, und anfing des Umherziehens müde zu werden, da traf es ſich, daß der König von ſeinem Spiel hörte, und ihn zu ſich rufen ließ. Ein Lied nach dem andern mußte er ihm bis in die ſpäte Mitternacht vorſpielen und zuletzt ſtieg der König von ſeinem Thron, umarmte ihn, und fragte, ob er ſein beſter Freund werden wollte. Als er dies bejaht, ließ ihn der König in ſeinem goldenen Wagen durch die Stadt fahren, und ſchenkte ihm ein Haus und ſo viel Geld, daß er ſein Lebtag daran genug hatte. Und eine Frau bekam er auch. Zwar keine Prinzeſſin und noch weniger eine über und über goldene, aber eine Frau,

die ein goldenes Herz hatte. Mit der lebte er vergnügt und hochgeehrt bis an sein spätes Ende.

Die Blechprinzessin aber ward von Tag zu Tag unscheinbarer, und als das letzte bißchen Gold abgegangen war, wurde sie so viel hin- und hergeworfen, daß sie lauter Buckel und Dellen bekam.

Zuletzt kam sie zu einem Trödler. Dort steht sie noch heute in der Ecke zwischen allerhand Tand und Kram und hat Zeit, zu bedenken, daß vielerlei abgeht im Leben, Hübsches sowohl, wie Häßliches, und daß daher alles darauf ankommt, was drunter ist. —

Von Himmel und Hölle.

Es war um die Zeit, wo die Erde am allerſchönſten iſt und es dem Menſchen am ſchwerſten fällt, zu ſterben, denn der Flieder blühte ſchon und die Roſen hatten dicke Knoſpen: da zogen zwei Wandrer die Himmelsſtraße entlang, ein Armer und ein Reicher. Die hatten auf Erden dicht beieinander in derſelben Straße gewohnt, der Reiche in einem großen, prächtigen Hauſe und der Arme in einer kleinen Hütte. Weil aber der Tod keinen Unterſchied macht, ſo war es geſchehen, daß ſie beide zu derſelben Stunde ſtarben.

Da waren ſie nun auf der Himmelsſtraße auch wieder zuſammengekommen und gingen ſchweigend nebeneinander her.

Doch der Weg wurde ſteiler und ſteiler, und dem Reichen begann es bald blutſauer zu werden, denn er war dick und kurzatmig und in ſeinem Leben noch nie ſo weit gegangen. Da trug es ſich zu, daß der Arme bald einen guten Vorſprung gewann und zuerſt an der Himmelspforte ankam. Weil er ſich aber nicht getraute, anzuklopfen, ſetzte er ſich ſtill vor der Pforte nieder und dachte: „Du willſt auf den reichen Mann warten; vielleicht klopft der an.“

Nach langer Zeit langte der Reiche auch an, und als er die Pforte verſchloſſen fand und nicht gleich jemand aufmachte, fing er laut an zu rütteln und mit der Fauſt dran zu ſchlagen. Da ſtürzte Petrus eilends herbei, öffnete die Pforte, ſah ſich

die beiden an und ſagte zu dem Reichen: „Das biſt du gewiß geweſen, der es nicht erwarten konnte. Ich dächte, du brauch-

teſt dich nicht ſo breit zu machen. Viel Geſcheites haben wir hier oben von dir nicht gehört, ſolange du auf der Erde gelebt haſt!“

Da fiel dem Reichen gewaltig der Mut; doch Petrus kümmerte ſich nicht weiter um ihn, ſondern reichte dem Armen die Hand, damit er leichter aufſtehen könnte, und ſagte: „Tretet nur alle beide ein in den Vorſaal; das Weitere wird ſich ſchon finden!“

Und es war auch wirklich noch gar nicht der Himmel, in den ſie jetzt eintraten, ſondern nur eine große, weite Halle mit vielen verſchloſſenen Türen und mit Bänken an den Wänden.

„Ruht euch ein wenig aus,“ nahm Petrus wieder das Wort, „und wartet, bis ich zurückkomme; aber benutzt eure Zeit gut, denn ihr ſollt euch mittlerweile überlegen, wie ihr es hier oben haben wollt. Jeder von euch ſoll es genau ſo haben, wie er ſich es ſelber wünſcht. Alſo bedenkt's, und wenn ich wiederkomme, macht keine Umſtände, ſondern ſagt's, und vergeßt nichts; denn nachher iſt's zu ſpät.“ —

Damit ging er fort. Als er dann nach einiger Zeit zurückkehrte und fragte, ob ſie fertig mit Überlegen wären, und wie ſie es ſich in der Ewigkeit wünſchten, ſprang der reiche Mann von der Bank auf und ſagte, er wolle ein großes goldenes Schloß haben, ſo ſchön, wie der Kaiſer keins hätte, und jeden Tag das beſte Eſſen. Früh Schokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürſten und nachher rote Grütze. Das wären ſeine Leibgerichte. Und abends jeden Tag etwas andres. Weiter wolle er dann einen recht ſchönen Großvaterſtuhl und einen grünſeidenen Schlafrock; und das Tageblättchen ſolle Petrus auch nicht vergeſſen, damit er doch wiſſe, was in der Welt vorfalle.

Da ſah ihn Petrus mitleidig an, ſchwieg lange und fragte endlich: „Und weiter wünſcheſt du dir nichts?“ — „O ja!“ fiel

raſch der Reiche ein, „Geld, viel Geld, alle Keller voll; ſo viel, daß man es gar nicht zählen kann!“

„Das ſollſt du alles haben,“ entgegnete Petrus, „komm, folge mir!“ und er öffnete eine der vielen Türen und führte den Reichen in ein prachtvolles goldenes Schloß, darin war alles ſo, wie jener es ſich gewünſcht hatte. Nachdem er ihm alles gezeigt, ging er fort und ſchob vor das Tor des Schloſſes einen großen eiſernen Riegel. Der Reiche aber zog ſich den grünſeidenen Schlafrock an, ſetzte ſich in den Großvaterſtuhl, aß und trank und ließ ſich's gut gehen, und wenn er ſatt war, las er das Tageblättchen. Und jeden Tag einmal ſtieg er hinab in den Keller und beſah ſein Geld. — —

Und zwanzig und fünfzig Jahre vergingen und wieder fünfzig, ſo daß es hundert waren — und das iſt doch nur eine Spanne von der Ewigkeit — da hatte der reiche Mann ſein prächtiges goldenes Schloß ſchon ſo überdrüſſig, daß er es kaum mehr aushalten konnte. „Der Kalbsbraten und die Bratwürſte werden auch immer ſchlechter,“ ſagte er, „ſie ſind gar nicht mehr zu genießen!“ Aber es war nicht wahr, ſondern er hatte ſie nur ſatt. „Und das Tageblättchen leſe ich ſchon lange nicht mehr,“ fuhr er fort; „es iſt mir ganz gleichgültig, was da unten auf der Erde ſich zuträgt. Ich kenne ja keinen einzigen Menſchen mehr. Meine Bekannten ſind ſchon längſt alle geſtorben. Die Menſchen, die jetzt leben müſſen, machen ſo närriſche Streiche und ſchwatzen ſo ſonderbares Zeug, daß es einem ſchwindlig wird, wenn man's lieſt.“ Darauf ſchwieg er und gähnte, denn es war ſehr langweilig, und nach einer Weile ſagte er wieder:

„Mit meinem vielen Gelde weiß ich auch nichts anzufangen. Wozu hab ich's eigentlich? Man kann ſich hier doch nichts kaufen; wie ein Menſch nur ſo dumm ſein kann und ſich Geld

im Himmel wünſchen!“ Dann ſtand er auf, öffnete das Fenſter und ſah hinaus.

Aber obſchon es in dem Schloſſe überall hell war, ſo war es doch draußen ſtockdunkel; ſtockdunkel, ſo daß man die Hand vor dem Auge nicht ſehen konnte, ſtockdunkel, Tag und Nacht, jahraus jahrein und ſo ſtill wie auf dem Kirchhof. Da ſchloß er das Fenſter wieder und ſetzte ſich aufs neue auf ſeinen Großvaterſtuhl; und jeden Tag ſtand er ein- oder zweimal auf und ſah wieder hinaus. Aber es war noch immer ſo. Und immer früh Schokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürſten und nachher rote Grütze; immerzu, immerzu, einen Tag wie den andern. —

Als jedoch tauſend Jahre vergangen waren, klirrte der große eiſerne Riegel am Tor und Petrus trat ein. „Nun,“ fragte er, „wie gefällt es dir?“

Da wurde der reiche Mann bitterböſe: „Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's; ganz ſchlecht! So ſchlecht, wie es einem nur in ſo einem nichtswürdigen Schloſſe gefallen kann! Wie kannſt du dir nur denken, daß man es hier tauſend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man ſieht nichts; niemand bekümmert ſich um einen. Nichts wie Lügen ſind es mit eurem vielgeprieſenen Himmel und mit eurer ewigen Glückſeligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung iſt es!“

Da blickte ihn Petrus verwundert an und ſagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du biſt? Du denkſt wohl, du biſt im Himmel? In der Hölle biſt du. Du haſt dich ja ſelbſt in die Hölle gewünſcht. Das Schloß gehört zur Hölle.“

„Zur Hölle?“ wiederholte der Reiche erſchrocken. „Das hier iſt doch nicht die Hölle? Wo ſind denn der Teufel und das Feuer und die Keſſel?“

„Du meinſt wohl," entgegnete Petrus, „daß die Sünder jetzt immer noch gebraten werden, wie früher? Das iſt ſchon lange nicht mehr ſo. Aber in der Hölle biſt du, verlaß dich darauf, und zwar recht tief drin, ſo daß du einen ſchon dauern kannſt. Mit der Zeit wirſt du's wohl ſelbſt innewerden."

Da fiel der reiche Mann entſetzt rückwärts in ſeinen Großvaterſtuhl, hielt ſich die Hände vors Geſicht und ſchluchzte: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Menſch, was ſoll aus mir werden?"

Aber Petrus machte die Türe auf und ging fort, und als er den eiſernen Riegel draußen wieder vorſchob, hörte er drinnen den Reichen immer noch ſchluchzen: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Menſch, was ſoll aus mir werden?" —

Und wieder vergingen hundert Jahre und aber hundert, und die Zeit wurde dem reichen Manne ſo entſetzlich lang, wie niemand es ſich auch nur denken kann. Und als das zweite Tauſend zu Ende kam, trat Petrus abermals ein.

„Ach!" rief ihm der reiche Mann entgegen, „ich habe mich ſo ſehr nach dir geſehnt! Ich bin ſehr traurig! Und ſo wie jetzt ſoll es immer bleiben? Die ganze Ewigkeit? Und nach einer Weile fuhr er fort: „Heiliger Petrus, wie lang iſt wohl die Ewigkeit?"

Da antwortete Petrus: „Wenn noch zehntauſend Jahre vergangen ſind, fängt ſie an."

Als der Reiche dies gehört, ließ er den Kopf auf die Bruſt ſinken und begann bitterlich zu weinen. Aber Petrus ſtand hinter ſeinem Stuhl und zählte heimlich ſeine Tränen, und als er ſah, daß es ſo viele waren, daß ihm der liebe Gott gewiß verzeihen würde, ſprach er: „Komm, ich will dir einmal etwas

recht Schönes zeigen! Oben auf dem Boden weiß ich ein Aſtloch in der Wand, da kann man ein wenig in den Himmel hineinſehen."

Damit führte er ihn die Bodentreppe hinauf, und durch allerhand Gerümpel bis zu einer kleinen Kammer. Als ſie in dieſe eintraten, fiel durch das Aſtloch ein goldner Strahl hindurch dem heiligen Petrus gerade auf die Stirn, ſo daß es ausſah, als wenn Feuerflammen auf ihr brennten.

„Das iſt vom wirklichen Himmel!" ſagte der reiche Mann zitternd.

„Ja," erwiderte Petrus, „nun ſieh einmal durch!"

Aber das Aſtloch war etwas hoch oben an der Wand, und der reiche Mann nicht ſehr groß, ſo daß er kaum hinaufreichte.

„Du mußt dich recht lang machen und ganz hoch auf die Zehen ſtellen," ſagte Petrus. Da ſtrengte ſich der Reiche ſo ſehr an, als er nur irgend konnte, und als er endlich durch das Aſtloch hindurchblickte, ſah er wirklich in den Himmel hinein. Da ſaß der liebe Gott auf ſeinem goldenen Thron zwiſchen den Wolken und den Sternen in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und um ihn her alle Engel und Heiligen.

„Ach," rief er aus, „das iſt ja ſo wunderbar ſchön und herrlich, wie man es ſich auf der Erde gar nicht vorſtellen kann. Aber ſage, wer iſt denn das, der dem lieben Gott zu Füßen ſitzt und mir gerade den Rücken zukehrt?"

„Das iſt der arme Mann, der auf der Erde neben dir gewohnt hat und mit dem du zuſammen heraufgekommen biſt. Als ich euch auftrug, es euch auszudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er ſich bloß ein Fußbänkchen gewünſcht, damit er ſich dem lieben Gott zu Füßen ſetzen könne. Und das hat er auch bekommen, genau ſo, wie du dein Schloß."

Als er dies gesagt, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte. Denn der stand immer noch ganz still auf den Fußspitzen und blickte in den Himmel hinein und konnte sich nicht satt sehen. Zwar es fiel ihm recht schwer, denn das Loch war sehr hoch oben, und er mußte fortwährend auf den Zehen stehen; aber er tat es gern, denn es war zu schön, was er sah.

Und nach abermals tausend Jahren kam Petrus zum letztenmal. Da stand der reiche Mann immer noch in der Bodenkammer an der Wand auf den Fußspitzen und schaute unverwandt in den Himmel hinein, und war so ins Sehen versunken, daß er gar nichts merkte, als Petrus eintrat.

Endlich legte ihm aber Petrus die Hand auf die Schulter, daß er sich umdrehte, und sagte:

„Komm mit, du hast nun lange genug gestanden! Deine Sünden sind dir vergeben; ich soll dich in den Himmel holen. — Nicht wahr, du hättest es viel bequemer haben können, wenn du nur gewollt hättest?“ —

Der alte Koffer.

Ein alter Herr, der viel reiſte, beſaß einen Koffer. Schön war der Koffer nicht, aber grundhäßlich; denn er war mit ſtruppigem Seehundsfell überzogen und hatte eiſerne Bänder und Ecken. In dem Fell aber waren ſchon oft die Motten geweſen, und das eiſerne Beſchläge war ſtark verroſtet, hatte auch mit der Zeit manchen Buckel und manche Schmarre bekommen.

„Der kann was vertragen," ſagten die Kofferträger, wenn ſie ihn aus dem Wagen hoben. Bums! warfen ſie ihn hin, daß es krachte. Das war nun gerade nicht dazu angetan, die ohnedies ſchon üble Laune des alten Koffers zu mildern. Mit ſeinen eiſernen Ecken ſtieß und knuffte er jeden, der ihm in den Weg kam: „Ihr braucht mir ja nicht zu nahe zu kommen," brummte er, wenn die andern Koffer, mit denen er zuſammenreiſte, ſich darüber beklagten. „Ihr wollt euch doch bloß anſehen, wie ſtruppig ich bin."

Aber der Herr, dem der Koffer gehörte, war ein Sonderling. Wenn er zu Hauſe war, mußte der Koffer ſtets in ſeiner Stube unter dem vergoldeten Spiegel ſtehen; obgleich es recht komiſch ausſah: der alte, häßliche Koffer in der ſonſt ganz hübſchen, gemütlichen Stube. Und wenn er reiſte und irgendwo einkehrte, war es ſtets das erſte, daß er ſich den Koffer bringen und neben ſein Bett ſtellen ließ.

„Es wird wohl Geld im Koffer ſein!“ meinten die Leute, „weil er ihn gar nicht aus den Augen läßt.“ Doch in dieſem Punkte waren ſie völlig auf dem Holzwege. Etwas darin war ſchon; aber Geld? Nein, Geld, am allerwenigſten!

War nun der alte Herr ganz allein in der Stube, ſo drückte er auf eine geheime Feder. Schwupp! ſprang der Koffer auf, und was war darin? Ein vollſtändig verſchloſſener, prachtvoller Kaſten mit rotem Samt beſchlagen und mit goldenen Treſſen und Schnüren beſetzt.

Sobald jemand anders in die Stube eintrat: ſchnapp! ſchlug der Deckel zu.

Doch das Dienſtmädchen des alten Herrn war ſehr ſchlau. Einmal ließ ſie die Schuhe vor der Türe ſtehen und ſchlich ganz leiſe in den Strümpfen bis an den Koffer hin, der gerade offen ſtand.

Sie war ſchon ganz dicht daneben, und als ſie es ſo rot und golden im Koffer blinken ſah, vergaß ſie ſich und rief: „Herrgott, der alte Koffer iſt ja wohl inwendig ganz hübſch!“ Da merkte der Koffer, daß jemand Fremdes da ſei. Schnapp! ſchlug er mit Gewalt zu und hätte ihr beinahe den Finger abgeklemmt; denn ſie wollte eben hineingreifen, um ſich zu überzeugen, ob es wirklich Samt und weich wäre.

„Pfui!“ ſagte ſie erſchrocken, „was iſt das für ein alter, garſtiger Koffer; mit dem darf man ſich gar nicht einlaſſen!“ Wenn ſie ſpäter jemand nach dem Koffer fragte, mit dem ihr Herr ſo geheim tue, und ob nicht irgend etwas Beſonderes daran ſei, erwiderte ſie: es ſei gar nichts an dem alten Koffer und darin noch weniger. Jeder Menſch habe ſeine Eigenheiten, beſonders was alte, unverheiratete Leute ſeien. Ihr Herr habe

nun einmal ſein Herz an den alten ſtruppigen Koffer gehängt; weiter ſei es nichts.

Aber es war doch etwas Beſonderes in dem Koffer. Denn zuweilen riegelte der alte Herr vorſichtig ſämtliche Zimmertüren zu, drückte auf die geheime Feder, ſo daß der Deckel aufſprang, horchte dann noch einmal, ob alles draußen ſtill wäre, und wenn er niemand hörte, hob er den roten Samtkaſten aus dem Koffer heraus und ſetzte ihn vor ſich auf den Tiſch. Darauf drückte er auf eine zweite verborgene Feder am Kaſten, und der rote Samtdeckel ſprang auch auf.

Und was war darin?

Unglaublich, aber wahr! Eine ganz niedliche kleine Märchenprinzeſſin mit zwei langen Zöpfen hinten herunter und roten Hackenſchuhen. Sie ſprang auch ſofort mit gleichen Beinen aus dem Kaſten heraus, ſetzte ſich darauf und ließ die Beine baumeln — und das machte ſie ſo reizend — und fing dann an die allerhübſcheſten Märchen zu erzählen.

Und der alte Herr ſaß im Lehnſtuhl und hörte ihr aufmerkſam zu.

Eines Tages, als ſie eben mit Erzählen fertig war, ſagte ſie: „Ich habe dir nun ſchon ſo viele hübſche Märchen erzählt; ich glaube, du vergißt ſie immer wieder. Kannſt du ſie nicht aufſchreiben?“

„O ja,“ antwortete der alte Herr, „aufſchreiben könnte ich ſie ſchon, wenigſtens ſo einigermaßen und freilich bei weitem nicht ſo hübſch, als du ſie erzählſt; aber es darf niemand wiſſen, woher ich ſie weiß, und beſonders nicht, daß du in dem alten Koffer ſteckſt. Denn ich muß dich ganz allein haben. Sonſt kommen gleich alle Leute und wollen dich beſehen, und tapſen

dich mit ihren ungeschickten Fingern an. Der Samt am Kasten würde auch bald schlecht werden."

„Nein, um Gottes willen!" entgegnete die kleine Märchenprinzessin. „Aber wundern würden sich die Leute doch, wenn sie wüßten, wer in dem alten Koffer steckt." Und dann lachte sie.

„Still!" sagte auf einmal der alte Herr, „es klopft jemand an die Türe. Kriech rasch wieder in den Kasten." Sodann trug er eilig den Kasten in den Koffer. Schnapp! schlug der Deckel mit Seehundsfell zu, und als das Dienstmädchen — denn sie war es — hereinkam und den Tee brachte, stand der alte Koffer wieder ganz mürrisch und struppig unter dem Spiegel. Als sie an ihm vorbeiging, gab sie ihm heimlich, und ohne daß es der alte Herr merkte, einen Fußtritt und murmelte: „Alter garstiger Koffer, gestern hast du mir beinahe den Finger abgeklemmt!" —

Inhalt.

Die künſtliche Orgel 5
Goldtöchterchen 8
Vom unſichtbaren Königreiche 14
Wie der Teufel ins Weihwaſſer fiel 28
Der verroſtete Ritter 31
Von der Königin, die keine Pfeffernüſſe backen, und vom König, der nicht das Brummeiſen ſpielen konnte . . 40
Der Wunſchring 47
Die drei Schweſtern mit den gläſernen Herzen 53
Eine Kindergeſchichte 60
Sepp auf der Freite 67
Heino im Sumpf 71
Pechvogel und Glückskind 84
Die Alte-Weiber-Mühle 97
Das Klapperſtorch-Märchen 101
Wie ſich der Chriſtoph und das Bärbel immer aneinander vorbeigewünſcht haben 106
Die Traumbuche 109
Das kleine bucklige Mädchen 122
Der kleine Vogel 126
Die himmliſche Muſik 132
Der kleine Mohr und die Goldprinzeſſin 135
Von Himmel und Hölle 146
Der alte Koffer 154

Enßlins Jugendschriften

für Zehn- bis Fünfzehnjährige

Freud und Leid der Jugendzeit

Erzählungen von L. Fredrich. 160 Seiten stark, mit 4 Farbdruckbildern. Geschmackvoll gebunden 1,60 Goldmark

Buchenhof einst und jetzt

Von Sophie von Niebelschütz. 160 Seiten stark, mit 4 Farbdruckbildern. Geschmackvoll gebunden 1,60 Goldmark

Anakatula der Sonnensucher

Von Georg Biedenkapp. 96 Seiten stark, mit vielen Bildern. Geschmackvoll gebunden 2 Goldmark

Geschichten, Märchen und Lieder

Von R. Reinick. 224 Seiten stark, mit vielen schwarzen und 3farbigen Bildern. Geschmackvoll gebunden 2 Goldmark

Nach Regen Sonnenschein

Von Ottilie Wildermuth. 224 Seiten stark, mit 8 Farbdruckbildern. Geschmackvoll gebunden 3 Goldmark

Schwank und Scherz für Haus und Herz

Für Jugend und Volk ausgewählt von K. Dorenwell. 224 Seiten und 8 Vollbilder. Geschmackvoll gebd. 3 Goldmark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Enßlin & Laiblins Verlag / Reutlingen

*

Enßlins

Jugendſchriften

ſind beſonders preiswert und gut!

Verzeichniſſe durch alle Buchhandlungen.

Enßlin & Laiblins Verlag

Reutlingen

*